

Zeitschrift für
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Herausgegeben von der
Distel - Vereinigung

Versand im
Postabonnement 70%
Filiale Bozen

Nr. 99
Dezember 2011

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org
kulturelemente.wordpress.com

Salzburg lebt aus
seiner großer literari-
schen Tradition und
beherbergt eine
lebendige
zeitgenössische
Szene.



Foto: www.wallpaperpimper.com

Christa Gürtler

Im Schein der Leselampe

Über vierzig Jahre lebendige Begegnung und kritische
Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur in Salzburg

AutorInnen von Friedrich Achleitner bis Joseph Zoderer, von Ilse Aichinger bis Dane Zajc, von Jurij Andruchowytch bis Dorothea Zeemann waren zu Gast, bekannte und etablierte Schriftsteller/innen ebenso wie junge und unbekannte Talente. So mancher Salzburger Dichter wagte im Schein der Leselampe seinen ersten Auftritt - wie Wolf Haas, lange bevor sein erstes Buch veröffentlicht wurde.

Der Aufbruch: 1968 – 1978

Bereits im März 1967 begannen im Umfeld des Instituts für Germanistik der Universität Salzburg und der katholischen Hochschulgemeinde die Aktivitäten des Literaturforums „Leselampe“, das dazu beitragen wollte, in Salzburg eine literarische Öffentlichkeit zu schaffen, 1968 wurde die Einrichtung unter Federführung von Professor Josef Donnenberg gegründet, der die Institution in verschiedenen Funktionen bis zu seinem Tod begleitet hat.

Sowohl die Liste der AutorInnen als auch die Besucherzahlen des Jahres 1968 beeindrucken, unter ihnen Gerhard Amanshauser (80), Gerhard Fritsch (100), Werner Kofler (35), Andreas Okopenko (120), Catarina Carsten (40),

Ernst Jandl (130) und Barbara Frischmuth mit ihrem Debüt „Die Klosterschule“ (150).

Freilich gab es damals wie heute Absagen von Autoren; so schrieb etwa Thomas Bernhard, dass er keine Zusage für eine Lesung in Salzburg geben könne, da diese Stadt „an sich immer ein Alptraum“ für ihn gewesen sei. Dafür war die Stadt für andere prominente Autorinnen manchmal sogar Anlass für ihr Kommen. Mehrmals waren Elias Canetti, Martin Walser und Christa Wolf zu Gast, andere wie Ingeborg Bachmann, Günther Grass, Siegfried Lenz, Susan Sontag folgten immerhin einmal der Einladung der Leselampe.

Im Jahr 1970 übernahm Hans Weichselbaum die Leitung der „Leselampe“ und festigte den Ruf und die Anerkennung des Literaturforums

die folgenden 15 Jahre lang, der Redaktion der Zeitschrift SALZ und dem Vorstand des Vereins ist er bis heute verbunden. Die Kontinuität der „Leselampe“ ist trotz mancher Schwierigkeiten seinem Einsatz zu verdanken.

Die Konsolidierung: 1978 – 1988

Seit Bestehen der Leselampe fanden die Veranstaltungen entweder in den Räumen der KHG (Katholische Hochschulgemeinde) oder in den großen Hörsälen der Universität, vor allem im Wallstrakt, statt. Eine Besonderheit aus dieser Zeit ist bis heute wirksam: das Programm der Leselampe orientiert sich noch immer an den Semesterzyklen.

Neben Lesungen gab es von Beginn an Ausstellungen, Vorträge und andere Veranstaltungsformen, doch nach den produktiven 70er Jahren und ihrem kulturellen Aufbruch waren die 80er Jahre eher von einem gesunkenen Interesse an

3 Die Salzburger Literatur Zeitung (SALZ) ist eine Institution in der Salzburger Literaturlandschaft. [Hans Weichselbaum](#), Mitbegründer und langjähriger Koordinator, erzählt die Geschichte der Zeitschrift.

5 Die Rauriser Literaturtage gehören zu den renommiertesten deutschsprachigen Literaturveranstaltungen. Die Autorin und Leiterin der Literaturtage, [Brita Steinwendtner](#), porträtiert einen besonderen Literaturort.

6 Das Stefan Zweig Centre Salzburg ist ein Zentrum für Literatur, Kunst und Wissenschaft. [Klemens Renoldner](#), Zweig-Experte, Autor und Direktor, stellt das Tätigkeitsfeld dieses Universitätsprojektes vor.

11 In seinem Aufsatz „Neue Sprachen in der deutschen Literatur seit 1945“ untersucht Professor [Sigurd Paul Scheichl](#) Tendenzen, Richtungen und Entwicklungen der neueren deutschen Literatursprache.

16 „Lilys Ungeduld“ ist der neue Roman von Klemens Renoldner. [Helmuth Schönaier](#) hat ihn gelesen und rezensiert.

Die Kulturelemente-Galerie stellt das Projekt Timmelsjoch – Peace Picture des Meraner Aktionskünstlers [Peter Tribus](#) vor: eine fotografische Dokumentation der Performance von [Christian Martinelli](#)

Thema

In der kulturellen Erstwahrnehmung ist Salzburg vor allem eine Musikstadt. Dass die Residenz aber immer auch eine lebendige Literaturszene beherbergte, erschließt sich dem Beobachter oft erst auf den zweiten Blick. Zum heute in und um Salzburg wirkenden Literaturnetz haben Autor/innen wie H.C. Artmann, Peter Handke, Rudolf Bayr, Peter Rosei, Gerhard Amanshauser, Franz Innerhofer, Christine Haidegger, Erwin Einzinger, Christoph W. Aigner und viele andere ebenso beigetragen wie die ortsansässigen literarischen Verlage Residenz und Otto Müller, die aktive Literatur- und Hörspielabteilung des ORF, die Publikation literarischer Zeitschriften wie „SALZ“ oder „Literatur und Kritik“, die Aktivitäten der „Leselampe“ und des Literaturhauses Eizenbergerhof, die Professor/innen und Studierenden der Salzburger Universitäts-Germanistik, die renommierten Rauriser Literaturtage und nicht zuletzt die Präsenz der „Trakl-Forschungs- und Gedenkstätte“, des Festspielarchivs, der „Max-Reinhardt-Forschungs- und Gedenkstätte“ und des „Stefan Zweig Centre“. Ideatoren, Institutionen und Kulturmittler/innen vor Ort bilden den Humus, auf dem Literatur gedeiht und lebendig bleibt. Im vorliegenden Heft der **Kulturelemente** kommen Stimmen und Köpfe des Salzburger Literaturbetriebes zu Wort, um eine faszinierende, reiche und vielfältige Literaturlandschaft vorzustellen.

Für den zweiten Heftschwerpunkt stellt Professor Sigurd Paul Scheichl den Kulturelementen seinen Aufsatz „Neue Sprachen in der deutschen Literatur seit 1945“ zur Verfügung. Der Text folgt einem Vortrag, der 2010 in Bozen (Tessmann Bibliothek) gehalten worden ist. Darin zeichnet der Autor detailreich die Entwicklungen der neueren deutschen Literatursprache nach und kontrastiert deren stilistische wie formale Merkmale mit den literarischen Vorgängersprachen aus der Zeit von Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts.

Zehn Jahre lang veranstaltete der Meraner Aktionskünstler Peter Tribus am Timmelsjoch, im Grenzgebiet zwischen Italien und Österreich, seine symbolträchtige Friedensperformance Peace Picture – heuer zum letzten Mal. Grund für die Kulturelemente, eine fotografische Dokumentation der Aktion im Galerieteil vorzustellen.

Die Redaktion

Gegenwartsliteratur geprägt. Die Möglichkeit zu Diskussion und Gespräch wurde von Autoren und Publikum unterschiedlich angenommen. So erinnert sich etwa Hans Weichselbaum in einem Rückblick (SALZ 72/1993): „Als Otto Breicha seine Zeitschrift ‚protokolle‘ präsentieren sollte, schrieb er in einem Brief etwas von ‚schröcklichen‘ (!) Diskussionen, die er vermeiden möchte; auch Peter Handke meinte: ‚Um eine Diskussion hoffe ich herumzukommen‘.“ Heute sind Diskussionen selten geworden, die Zuhörer sind den Autoren wohl gesonnen und stellen nach den Lesungen interessiert und höflich Fragen.

Anfang der 80er Jahre konnte im Trakl-Haus ein Büro für die Redaktion der Literaturzeitung SALZ eingerichtet werden, das auch zum provisorischen Büro der Leselampe wurde, bis im Jahr 1986, als die Leitung der Leselampe an Helene Hofmann überging, von der Kulturvereinigung Räume in der Kaigasse gemietet wurden, die auch für die Salzburger Autorengruppe drei Jahre lang Heimstatt wurden.

Ein schwieriges Jahrzehnt: 1988 – 1998

In der Geschichte der „Leselampe“ zählt dieses Jahrzehnt zum schwierigsten seit ihrem Bestehen. Ende der 80er Jahre galt das Bestreben der Salzburger Literaturszene der Errichtung eines Literaturhauses. Nach der Renovierung des Eizenbergerhofes in der Strubergasse durch die Stadt Salzburg wurde 1991 das Literaturhaus Salzburg eröffnet und die „Leselampe“ bezog darin wie andere Literatureinrichtungen ihr Büro.

Seit 1992 leiteten in raschem Wechsel Cornelius Hell, Matthias Part, Wolfgang Wenger und Manuela Gappmayer die Einrichtung. Seit Ende 1997 hat Christa Gürtler die Geschäftsführung übernommen. Kontinuität im Wechsel bewahrte Brigitte Feichtner, die SALZ von 1992 bis Anfang 2001 betreute.

Im Jubiläumsheft von SALZ zu „25 Jahre Leselampe“ reflektiert Cornelius Hell im Jahr 1993 die veränderte Situation in aller Deutlichkeit, ohne seinen Optimismus für die Zukunft der Leselampe zu dämpfen: „Diese Konkurrenz hat ihr Gutes, sie macht sinnvolle ‚Arbeitsteilung‘ und Spezialisierung möglich und ist eine Herausforderung, die Qualität des Programmes ständig zu überdenken. Die Integration in das Literaturhaus Eizenbergerhof hat aber unzweifelhaft ihre Nachteile: Öffentlichkeit und Medien neigen dazu, alle Gruppen in einen Topf zu werfen und als Teil des Literaturhauses zu sehen. Man muss schon froh sein, in Presseberichten überhaupt noch als Veranstalter genannt zu werden.“

Literatur im Gespräch: 1998 – 2008

Die Literaturvermittlung der Leselampe wurde im letzten Jahrzehnt unter dem Motto „Literatur im Gespräch“ spezialisiert, die Lesungen des Jahresprogramms wurden jeweils unter ein Thema gestellt, darunter etwa „Zwischen/Welten, Aufbrüche, Familienwelten.Zeitgeschichte“,



Foto: Christina Repolust

Elisabeth Reichart



Foto: www.spielraum.at

Geboren 1953 in Steyregg, Matura an der Höheren Lehranstalt für Fremdenverkehrsberufe in Kleßheim, Studium der Geschichte und Germanistik in Salzburg und Wien, das sie mit einer Dissertation über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus im Salzkammergut abschließt, lebt seit 1982 als freie Schriftstellerin in Wien. Längere Auslandsaufenthalte als Writer in Residence und Gastdozentin in den USA und Japan, zahlreiche Auszeichnungen, u.a. Österreichischer Würdigungspreis für Literatur (2000) und Anton-Wildgans-Preis (1999). Elisabeth Reichart schreibt Prosa, Hörspiele, Essays und Theaterstücke, 2004 erschien das Jugendbuch „Lauras Plan“.

Von ihrem Debüt „Februarschatten“ (1984, neu aufgelegt 2004), das sie in der „Leselampe“ präsentierte, bis zu ihrem jüngsten Roman „Das Haus der sterbenden Männer“ (2005) durchziehen die dialektisch aufeinander bezogenen Positionen von Schweigen und Sprechen, Erinnern und Vergessen, Eigenem und Fremden das Werk von Elisabeth Reichart. Schon in ihrem Debüt wird der Zusammenhang von historischen Gewalt- und Geschlechterverhältnissen künstlerisch gestaltet, ein Thema, das die Autorin in ihren folgenden Büchern, u.a. im Monolog „Sakkoraus“ (1994) und „Das vergessene Lächeln der Amaterasu“ (1998) weiter verfolgt.

„Während meines Studiums in Salzburg war ich gerne Zuhörerin in der Leselampe – seitdem ich in Wien lebe und selbst Schriftstellerin bin, haben sich die Rollen vertauscht, und ich freue mich über die Gelegenheit, mich bei all meinen Zuhörenden und Mitwirkenden zu bedanken. Hinter jeder Lesung, Schreibwerkstatt, jedem Projekt stecken viele Vorarbeiten, dafür und für ihr Interesse und die gute Zusammenarbeit möchte ich mich bei den jetzigen und vorigen LeiterInnen der Leselampe bedanken und vor allem für ihre Bemühungen, Literatur mit vielen Ideen immer wieder neu zu vermitteln. Zu ihren anregenden Programmen meine herzliche Gratulation.“



Foto: © Heinz Hehenberger

Erwin Einzinger

Geboren 1953 in Kirchdorf, Studium der Anglistik und Germanistik in Salzburg, arbeitete als Lehrer an einem Gymnasium in Kirchdorf, lebt als Schriftsteller und Übersetzer in Micheldorf. Mitbegründer der Literaturgruppe und gleichnamigen Zeitschrift „Projektil“ in Salzburg, 1975 bis 1979 Redaktionsmitglied der Literaturzeitung „SALZ“, las 1976 zum ersten Mal in der „Leselampe“, 1977 stellte er seinen ersten Gedichtband

„Lammzungen in Cellophan verpackt“ vor. Erwin Einzinger erhielt zahlreiche Preise, darunter für sein Prosadebüt „Das Erschrecken über die Stille, in der die Wirklichkeit weitermachte. Einundsiebzig Leben“ den Rauriser Literaturpreis, 1995 den „manuskripte-Preis“ des Landes Steiermark. Literarisch geprägt wurde er von der amerikanischen Literatur der 60er und 70er Jahre und deren deutsche Nachfolger wie Rolf Dieter Brinkmann. Er übersetzte Gedichte und Romane von Robert Creeley, John Ashbery, William Carpenter und James Schuyler ins Deutsche. Nach einer längeren Pause erschienen 2005 der Roman „Aus der Geschichte der Unterhaltungsmusik“ und 2008 der Gedichtband „Hunde am Fenster“.

„Als ich in den frühen siebziger Jahren als junger Student in Salzburg lebte, war für mich die Tatsache, dass das Literaturforum Leselampe regelmäßig Veranstaltungen mit zeitgenössischen Schriftstellern anbot, etwas völlig Neues. Zu den frühesten Lesungen, die ich besuchte und immer noch in Erinnerung habe, gehörten jene von Urs Widmer und Peter Handke, der im großen Hörsaal im Wallistrakt aus „Der kurze Brief zum langen Abschied“ las. Sogar Elias Canetti war einmal zu Gast, die Einführung hielt Gerhard Amanshauser, den ich Jahre später regelmäßig bei den Redaktionssitzungen der Literaturzeitschrift SALZ treffen sollte, als ich längst selbst zu schreiben und auch zu veröffentlichen begonnen hatte. Mit Sicherheit haben die Möglichkeit der Begegnung mit den aus ihren Büchern lesenden Autorinnen und Autoren und die zahlreichen anschließenden Diskussionen meinen Zugang zu vielfältigen Formen des Schreibens erleichtert und mich bereichert, und ich wünsche allen, die in Zukunft die Veranstaltungen der Leselampe besuchen werden, dass es auch ihnen so gehen möge. Dem Leselampe-Team gratuliere ich zum Jubiläum.“

zweimal fanden mehrtätige Schwerpunktveranstaltungen über biographisches und autobiographisches Schreiben unter dem Titel „Leben. Schreiben“ statt. Das monatliche Literaturfrüh-

stück wurde mit seinen hervorragenden ReferentInnen und spannenden Themen ebenso zur bewährten und gut besuchten Reihe wie das zweimal jährlich stattfindende literarische Quartett „Aufgeblättert“ in der Rupertus Buchhandlung oder die Theatergespräche „Hinter den Kulissen“.

Gut angenommen vom Publikum werden auch die Schreib- und Literaturwerkstätten für kleinere Gruppen und die zweimal jährlich organisierten Literaturfahrten auf den Spuren von Dichterinnen etwa nach Ohlsdorf, St. Veit, ins Salzkammergut oder nach Triest. Verstärkt kooperiert die „Leselampe“ auch mit anderen Kulturveranstaltern, u.a. seit 2010 in einer Filmclubreihe zu Literatur und Film mit „DAS KINO“. In Kooperation mit der Edition Eizenbergerhof entstanden drei Literaturführer über die Literaturlandschaften „Salzburger Seengebiet, Innergebirg und Wolfgangsee“ und darüber hinaus wird das Internet-Projekt „Salzburger Literaturnetz“ personell betreut.

Thema

Auftritt bei der „Leselampe“: Maja Haderlap, Bachmannpreisträgerin 2011, mit Thorsten Ahrend vom Wallstein Verlag und Leselampe-Geschäftsführerin Christa Gürtler (v.l.)

Als SALZ noch eine Zeitung war

Die Geschichte der Salzburger LiteraturZeitung

Die Überlegungen und Bemühungen, in Salzburg eine literarische Publikation herauszubringen, die eine breitere Öffentlichkeit ansprechen könnte, gehen auf die erste Hälfte der 70er Jahre zurück. Literarische Veranstaltungen erfreuten sich damals eines besonders regen Zuspruchs, wie die Abende des seit 1967 bestehenden Literaturforums „Leselampe“, die Veranstaltungen der 1970 gegründeten „Rauriser Literaturtage“ und Initiativen in St. Johann, Zell am See und Tamsweg zeigten.

Im Sommer 1974 trat eine Gruppe junger Salzburger AutorInnen unter dem Namen „projektl“ bei der sommerlichen „Szene der Jugend“ erstmals mit einer Gruppenlesung an die Öffentlichkeit, in einer einfach gestalteten Zeitschrift mit dem gleichen Namen erschienen Texte ihrer Mitglieder. Selbst politische Parteien waren zur Förderung von Literatur bereit, die Ergebnisse eines Wettbewerbs wurden sogar in einer Anthologie publiziert („Spuren“). Schon länger bestehende Verlage (Otto Müller, Residenz) und die Offenheit des germanistischen Institutes für zeitgenössische Literatur bildeten einen tragfähigen Boden dafür, dass die Literatur in Salzburg das Aschenbrödel-dasein neben Musik und Bildender Kunst nicht mehr völlig widerspruchsfrei hinnehmen musste. So war auch die Kulturpolitik, zumindest auf Seite des Landes, durchaus bereit, die Pläne zur Gründung einer neuen literarischen Publikation zu unterstützen. Mit Herbert Moritz gab es dort einen reformwilligen Politiker, und außerdem war die budgetäre Situation zu dieser Zeit ausgezeichnet. Eine möglichst weite Verbreitung hielt man für wünschenswert – und deswegen scheiterte paradoxerweise auch der erste Anlauf im Jahr 1973.

Ein erstes Treffen kam in einem Raum der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG), wo auch die „Leselampe“ ihren Sitz hatte, zustande, an dem meiner Erinnerung nach Gerhard Amanshauser, Christian Wallner, Werner Schneyder, Beppo Donnenberg, Peter Krön, Hanna Schnedl, Wolfgang Huber und ich teilnahmen. Es ging darum, ein Konzept zu entwerfen und einen Titel zu finden. Zum ersten Punkt war man sich bald einig darin, dass die neue Publikation vermittelnden Charakter haben, also nicht ausschließlich eine Sammlung von Primärtexten sein sollte, sondern dass die von Literaturinteressierten oft als „schwierig“ empfundene zeitgenössische Literatur durch kommentierende Texte, Interviews, Berichte über Leseerfahrungen u.a. begleitet werden sollten. Hinsichtlich des Namens gab es ein damals noch sehr modisches „brainstorming“, bei dem über hundert Vorschläge zu Papier gebracht wurden.

Bei der Ausscheidung kamen „Die Schranne“ (der Name sollte eine Publikation als Marktplatz für möglichst nahrhafte Literatur signalisieren, er erschien aber der Mehrheit letztlich doch als zu hausbacken) und „SALZ“ (als Abkürzung für „Salzburger LiteraturZeitung“) in die Endrunde. Die Entscheidung ist bekannt. Es wurden noch Beiträge genannt, die sich für eine erste Nummer eignen sollten oder die man noch einholen wollte. Das Ergebnis war die Null-Nummer vom 3. März 1973, ein Heft mit 32 Seiten im Magazinformat, von denen fünf Seiten aus Mangel an geeigneten Texten noch leer bleiben mussten. Als Eigentümer und Verleger trat Alfred Winter auf, der kulturell interessiert war und – mit Unterstützung seines innovationsfreudigen Mentors Landeshauptmann Hans Lechner – 1971 die „Szene der Jugend“ gegründet hatte. Die Redaktion setzte sich zusammen aus G. Amanshauser, W. Schneyder und B. Donnenberg, Redaktionsadresse war das Büro der „Szene“, das sich damals noch im Trakl-Haus befand. Dieses Projekt war interessant und ambitioniert insofern, als man nicht bloß den bestehenden Lite-

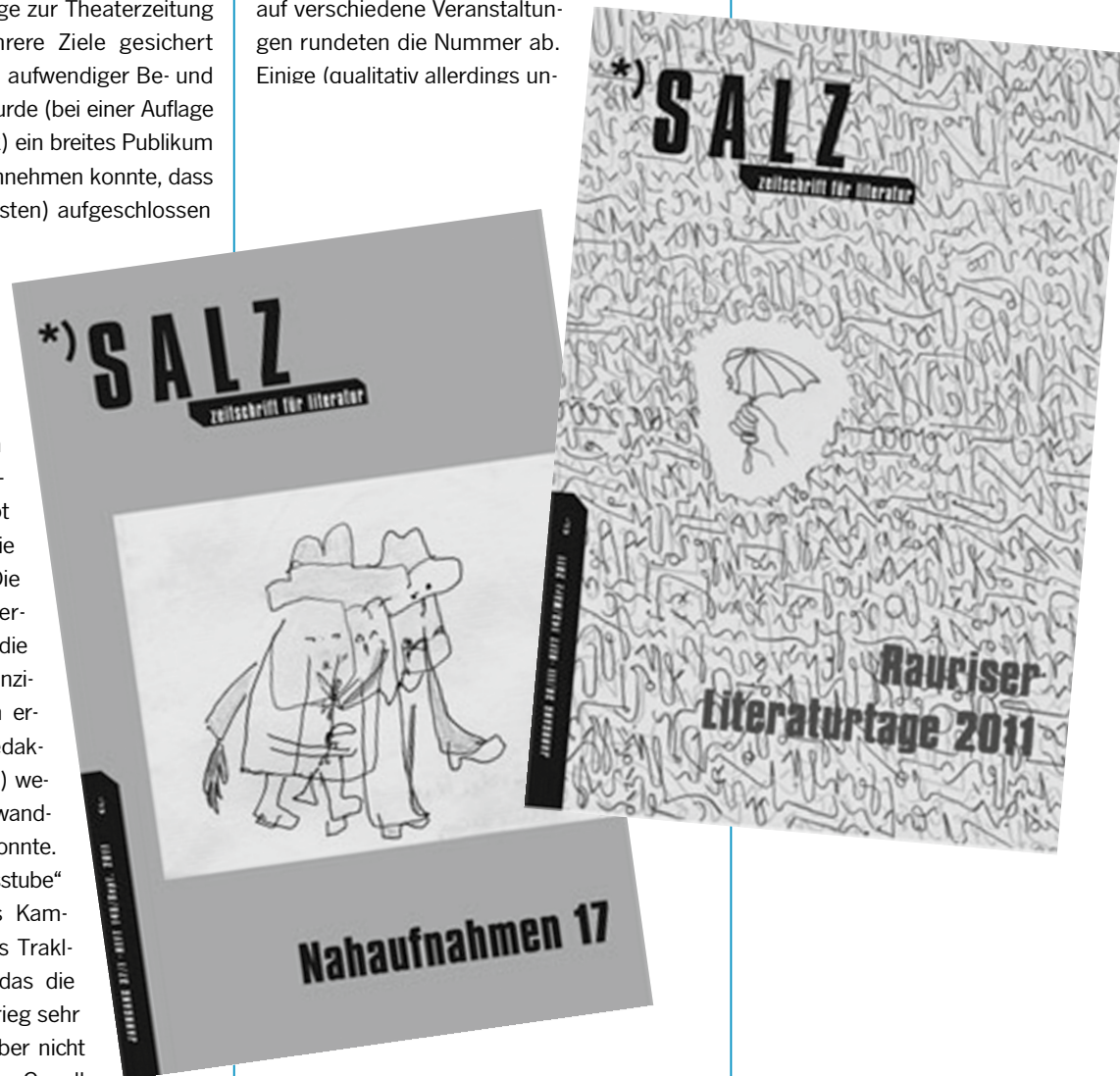
raturpublikationen eine weitere hinzufügen, sondern mit einer breiten Streuung der Themen eine größere Öffentlichkeit ansprechen wollte. Leider scheiterte es am Geld: Der Vertrieb über den Zeitschriftenhandel war nicht zu finanzieren und der Aufbau eines Abonnentensystems hätte mühsamer Kleinarbeit bedurft, für die wiederum die organisatorischen Voraussetzungen fehlten. Die Null-Nummer von SALZ blieb also in der Schublade.

Die Bemühungen erhielten einen neuen Anstoß, als von Seite des Salzburger Landestheaters eine Zusammenarbeit mit den „Theaternachrichten“ angeboten wurde. Die Vermittlerrolle übernahmen Werner Schneyder, mit den Verhältnissen am Landestheater als ehemaliger Dramaturg bestens vertraut, und Christian Wallner, der diese Funktion gerade übernommen hatte. Die geplante Publikation sollte nun vierteljährlich als Beilage zur Theaterzeitung erscheinen, womit mehrere Ziele gesichert schienen: Dafür war kein aufwendiger Be- und Vertrieb notwendig, es wurde (bei einer Auflage von anfangs 5.500 Stück) ein breites Publikum erreicht, von dem man annehmen konnte, dass es für Literatur (am ehesten) aufgeschlossen war; auch Deutschlehrer, Kaffeehäuser und Arztwartezimmer wurden damit versorgt, und für die überregionale Verbreitung war der Aufbau eines kleinen Abonnementkreises vorstellbar. Dieses Konzept bildete den Rahmen für die ersten 52 Nummern. Die Herausgeberschaft übernahm die „Leselampe“, die mit einer zusätzlichen finanziellen Unterstützung dem ersten verantwortlichen Redakteur (Klemens Renoldner) wenigstens eine kleine Aufwandsentschädigung zahlen konnte. Ihm stand als „Redaktionsstube“ ein kleines, fensterloses Kammerl im ersten Stock des Trakl-Hauses zur Verfügung, das die nach dem Zweiten Weltkrieg sehr wichtige, in den 70ern aber nicht mehr sonderlich aktive „Gesellschaft für moderne Kunst“ (MOKU) erübrigen konnte.

Die Redaktionssitzungen fanden daneben in der „Trakl-Gedenkstätte“ statt. Werner Schneyder wollte sich an der redaktionellen Arbeit nicht mehr beteiligen, da ihn seine beruflichen Pläne von Salzburg wegführten. Die Autorensseite vertraten neben Gerhard Amanshauser noch Erwin Einzinger und Christian Wallner, die Gruppe der „Vermittler“ bestand neben Klemens Renoldner aus Beppo Donnenberg, Sigrid Schmid, Hanna Schnedl, Georgia Mosing, Gertraud Braschel und mir. Die Zielsetzungen der breiten Streuung und des vermittelnden Charakters wurden im Editorial der ersten Nummer besonders betont. Darin ist auch die Absicht formuliert, ein „kritisches Diskussionsforum“ werden und „wesentliche Tendenzen literarischen Geschehens in Stadt und Land dokumentieren und kommentieren“ zu wollen. Den größeren Zusammenhang mit der deutschsprachigen Literatur sollten vor-

allem Texte von AutorInnen herstellen, die Gäste der „Leselampe“ waren.

Mit diesem Konzept startete die Nummer 1 im Oktober 1975: Elias Canetti hatte nach seiner zweiten Lesung in Salzburg (1974) den in den Band „Fünzig Charaktere“ nicht aufgenommenen Text „Der Alleszähler“ für eine Publikation in Salzburg zur Verfügung gestellt und Gerhard Amanshauser bettete in einem Aufsatz die Darstellungsform der Charaktere in die literarische Tradition ein. Wolfgang Pirkel lieferte eine kritische Betrachtung zur Aufführung von „Leonce und Lena“ bei den sommerlichen Festspielen, Erwin Einzinger stellte einen eigenen Text („Samstagabendbeispiele“) mit einigen Bemerkungen zu seiner Schreibweise vor und Beppo Donnenberg steuerte einen (bereits in der Null-Nummer enthaltenen) Essay über „Gefällige und ungefällige Kunst“ bei. Ein Roman-ausschnitt von Walter Kappacher (aus „Die Werkstatt“) wurde von einem Interview mit dem Autor begleitet. Christian Wallner setzte sich in der Kolumne „Salzfaß“ mit den letzten Aufführungen Fritz Hochwälders auseinander. Hinweise auf die Tätigkeit von „projektl“ und auf verschiedene Veranstaltungen rundeten die Nummer ab. Einige (qualitativ allerdings un-



zulängliche) Zeichnungen sollten die acht sonst prall mit Text gefüllten Seiten im Zeitungsformat mittlerer Größe auflockern.

In dieser Form und inhaltlichen Mischung erschien SALZ, bis die Zusammenarbeit mit der Theaterzeitung zunächst geändert und später eingestellt wurde, also bis Juni 1988. Seither erscheint SALZ im Zeitschriften- bzw. Magazinformat. Die frühere Auflagenhöhe konnte damit freilich nicht mehr gehalten werden, dafür fiel die Begrenzung auf acht Zeitungsseiten weg. (Als Beilage durfte nämlich SALZ nie umfangreicher sein als das Trägerblatt.) Für umfangreichere Texte oder thematische Schwerpunkte war nun pro Jahr auch eine stärkere Sondernummer möglich. Diese Praxis wurde bis heute im Wesentlichen beibehalten, wenn auch Umfang und graphische Gestaltung sich mehrfach geändert haben.

Eine Besonderheit von SALZ war, dass die

Salz in der Suppe oder:
das Salz der Erde? Die Salzburger Literatur Zeitung (SALZ) hält
seit vierzig Jahren das literarische
Geschehen der
Region fest.

Thema

Thema

Redaktion immer von einer Gruppe gebildet wurde, deren Mitglieder Texte gelesen, sie diskutiert und über die inhaltliche Gestaltung der einzelnen Nummern gemeinsam entschieden haben. Der verantwortliche Redakteur konnte bzw. musste sich immer auf diese Entscheidungen stützen. Dieses Verfahren hat grundsätzlich immer funktioniert, wenn auch die Mitarbeit der einzelnen Mitglieder unterschiedlich intensiv war. Wer dazu bereit war, machte es aus Interesse und hatte keine finanzielle Abgeltung für den manchmal nicht unerheblichen Zeitaufwand zu erwarten. Die Zusammensetzung der redaktionellen Gruppe hat sich innerhalb der 25 Jahre mehrmals geändert, die Zusammenarbeit war nicht immer konfliktfrei. Die heftigsten Turbulenzen gab es gleich in den ersten beiden Jahren. Meist waren unerfüllte Erwartungen der Grund für Kritik oder Austritt, teilweise auch ein Literaturbegriff, der den Zugang zu anderen Schreibweisen verstellte. Die vom Konzept her intendierte Pluralität war nicht jedermanns/-frau Sache. Gerhard Amanshauser wurden die Debatten bald zu aufwendig, er widmete diese Zeit ab Nummer 7 lieber dem eigenen Schreiben; mit Nummer 8 schieden gleich vier Mitglieder aus, die ihren Abgang mit „grundverschiedenen Auffassungen über gesellschaftliche Funktion und ästhetische Realität von Texten“ (Christian Wallner) bzw. ei-

Brita Steinwendtnr

Gemütlich fährt man heute in sanften Kurven hinauf in den uralten Goldgräberort Rauris. In früheren Jahrhunderten, in denen Kelten und Römer hier schürften und die schmalen Säumerwege über die Tauern führten, war das keineswegs so. Ein beschwerlicher Weg zog sich über die Kitzlochklamm in den fast 1000 Meter hoch gelegenen Ort, der in den Winterstürmen mitunter gänzlich abgeschlossen war. Das ist Vergangenheit und heute strömen die Gäste von weither in das liebliche Tal, zum Skifahren, Wandern – oder um Ende März oder Anfang April bei den Rauriser Literaturtagen



Foto: Brita Steinwendtnr

Brita Steinwendtnr

Brita Steinwendtnr ist Literaturjournalistin, Regisseurin, Autorin und Leiterin der Rauriser Literaturtage. Sie lebt in Salzburg.

Nach Studien in Wien und Paris war die promovierte Historikern von 1972 bis 2000 Freie Mitarbeiterin des ORF und ausländischer Rundfunkanstalten, arbeitete als literarische Herausgeberin und wissenschaftliche Publizistin. Sie gestaltete

viele Fernsehfilme und Literaturfeatures im Radio, wofür sie auch diverse Medienpreise erhielt. Sie hatte Lehraufträge der Universität Salzburg und der Washington University von St. Louis/Missouri inne.

Als Herausgeberin setzte sie sich für die vergessenen Werke von Erich Landgrebe und Rudolf Bayr ein. Als Autorin legte sie neben Essays über zeitgenössische Dichtung 1999 ihren Erstlingsroman Rote Lackn vor, dem 2003 die Erzählung Die Steine des Pfirsichs. Marlen Haushofer zugeordnet und 2005 der Roman Im Bernstein folgten. Im Herbst 2006 erschien Jeder Ort hat seinen Traum. Dichterlandschaften.

Als Leiterin der Rauriser Literaturtage ist Brita Steinwendtnr über die Grenzen der literarischen Öffentlichkeit hinaus zum Begriff, zur Institution geworden. Seit 1990 organisiert sie die Literaturtage, die es dank ihrer Arbeit zu großer internationaler Anerkennung gebracht haben. Sie gestaltet Programm und thematische Schwerpunkte und entwickelte den Rauriser Literaturpreis zu einem höchst renommierten Preis in der deutschsprachigen Literatur. 2007 wurde sie für ihre Leistungen mit dem Buchpreis der Salzburger Wirtschaft ausgezeichnet.

nem nicht vertretbaren Verhältnis „von zeitlichem Aufwand und Resultat“ und dem Überhandnehmen von „gruppenpolitischen Machtfragen“ (H. Schnedl, S. Schmid, G. Mosing) begründeten (SALZ Nr. 8, S.2). Nach dem Weggang von Klemens Renoldner an die Dramaturgie des Burgtheaters gab es ab Nummer 9 eine redaktionelle Zusammensetzung, an der sich bis Herbst 1984 wenig änderte: Beppo Donnenberg und Erwin Einzinger blieben, Gerfried Brandstetter wurde neues Redaktionsmitglied, Brigitte Lindner bzw. später Helene Hofmann waren im Sekretariat tätig. Als Leiter der „Leselampe“ übernahm ich auch die Verantwortung für die Redaktion – eine Kombination, die sich auch bei meinen NachfolgerInnen als günstig erwiesen hat. Mehrere Mitglieder arbeiteten in dieser Zeit unterschiedlich lange mit (Brita Steinwendtnr, Gerd Stein, Josef Mautner, Christoph Janacs, Hans Höller, Elisabeth Kritzer-Drobil, Anton Thuswaldner). Die abgedruckten Texte (nur Erstveröffentlichungen) wurden entweder von den AutorInnen erbeten oder aus den Manuskripten ausgewählt, die bei der Redaktion einlangten. Über viele Texte wurde kontroversiell diskutiert, im Ausnahmefall entschied eine Abstimmung über den Abdruck.

SALZ hat nie den Anspruch erhoben, das „Salz in der Suppe“ oder gar das „Salz der Erde“

Literatur ist immer Herausforderung

Seit vierzig Jahren machen die Rauriser Literaturtage neugierig auf Dichtung

dabei sein zu können, bei Lesungen, Diskussionen, Theater und Musik, alles in traditionsreichen Wirtshäusern, in Bauernstuben, auf einer Almhütte oder in komfortablen Hotels.

Seit 41 Jahren gibt es diese Literaturtage. Die Zielsetzung ist klar umrissen: neugierig zu machen auf die Welt der Dichtung, sie nah und unverstellt zu präsentieren und die unendliche Vielfalt von zeitgenössischen Romanen, Erzählungen und Gedichten zu zeigen, die immer ein Spiegelbild der Gegenwart und damit unseres Lebens sind.



Foto: Cover

Über manch schlechte Zeiten hinweg hat die Veranstaltung, so hoffen wir, ihren Charme bewahrt. Rund 400 Autorinnen und Autoren aus dem In- und Ausland sind hier zu Gast gewesen. Dichter und Publikum sind für vier, fünf Tage auf engem Raum beisammen, man kann fragen und reden, spazieren gehen, debattieren oder sich am Kamin bei einem Glas Wein oder dem traditionellen Vogelbeerschnaps verbrüdern. Das Publikum setzt sich zusammen aus Dichtern und Bergbauern, aus Studenten, Schülern und Universitätsprofessoren, aus Kaufleuten, Handwerkern, Medienvertretern und Literaturbegeisterten von nah und fern und in den überfüllten Stuben gibt es keine freien Plätze mehr. Seit 2008 sind wir jeweils Freitag und Samstag Abend dazu übergegangen, die einzelnen Programmpunkte vom Gasthof Grimming in den gegenüberliegenden Gasthof Platzwirt auf Videowall zu übertragen – eine Entscheidung, die sich bewährt hat, da das Publikum hier mehr Platz zur Verfügung und größere Mobilitätsmöglichkeiten hat.

Die große Zeit der Kulturinitiativen – das war

sein zu wollen (der Titel provoziert freilich solche Missverständnisse, der frühere Untertitel sollte sie vermeiden helfen), es hat aber unsere Arbeit durchaus gefördert, wenn einzelne Texte oder Nummern in diesem Sinn bei unseren LeserInnen angekommen sind. Als SALZ noch als Zeitung erschien, war es allerdings schwierig, das „LeserInnenecho“ festzustellen. Da es nur eine geringe Anzahl von AbonnentInnen gab und ein Großteil der Auflage unentgeltlich ausgeliefert wurde, waren Interesse oder Desinteresse am Produkt nur an direkten mündlichen oder schriftlichen Reaktionen feststellbar, nicht jedoch an der Zahl der Bestellungen bzw. Kündigungen. Dieses mangelnde Feedback wurde mit der Zeit als unbefriedigend empfunden, so dass man in dieser Hinsicht im jetzigen Zustand einen Fortschritt sehen kann, denn nun darf man doch davon ausgehen, dass, wer SALZ bezieht, zumindest ein grundsätzliches Interesse am Inhalt hat. Die in der letzten Zeit ständig steigende Zahl von Abonnenten ist ein ermunterndes Zeichen, die Arbeit fortzusetzen.

Hans Weichselbaum ist Redaktionsmitglied seit der Nr. 1, war verantwortlicher Redakteur von Nr. 9 bis 29 und von 1970 – 1985 Leiter der Leselampe.
Aus: Salz Nr. 100, S 62 ff.



Zum vierzigjährigen Bestehen der Rauriser Literaturtage erschien 2010 eine aufwändig gestaltete Dokumentation in Katalogform.

Ende der 60er-, Anfang der 70er Jahre. Die Trümmer des Krieges waren, zumindest äußerlich, beseitigt, der Wiederaufbau ziemlich abgeschlossen, das Wirtschaftswunder in allen Köpfen, der Fremdenverkehr im Aufwind. Eine gute Zeit für Kultur: als sozialpolitisches Ziel, als Prestigeobjekt und als Vermarktungsidee. Eine von vielen Initiativen waren die Rauriser Literaturtage. Sie wurden 1971 von Erwin Gimmelsberger, Autor und Journalist in Salzburg, und der tatkräftigen Obfrau des Kulturvereins, Dorothea Granegger, ausgedacht. Die aufgeschlossene Marktgemeinde mit den jeweiligen Bürgermeistern, Kultur- und Tourismusobmännern, unterstützte die Idee, ein weitblickender Landespolitiker, Herbert Moritz, förderte sie, und der große Freund der Dichtung und der Rauriser, Abteilungsleiter für Literatur im Landesstudio Salzburg und späterer Intendant, Rudolf Bayr, gab ihr die öffentliche Resonanz. Klaus Gmeiner führte sein Werk als Schirmherr der Literatur weiter und gab wesentliche Impulse, auch für unvergeßliche Theaterabende. Die Studentinnen und Studenten des germanistischen Institutes der Universität Salzburg belebten von Anfang an die Szenerie durch Protest oder Zustimmung, durch öffentliche Arbeitskreise und nächtelange Diskussionen mit den Autorinnen und Autoren. Inzwischen kommen auch Studierende der Universitäten Innsbruck und Klagenfurt mit ihren engagierten Professoren, so dass eine äußerst vitale Zuhörerschaft entstanden ist.

Nicht die Werke der Klassik sollten präsentiert werden, sondern von Anfang an Gegenwartsliteratur, neue, herausfordernde und diskutierenswerte. Thomas Bernhard, mit Erwin Gim-

„Das Buch wird bleiben“

Brita Steinwendtner, Autorin und Leiterin der Rauriser Literaturtage, im Kulturelemente-Interview über Literaturbegeisterung, Erfolg und Zukunftsperspektiven des renommierten Literaturfestivals.

Ist das Salzburger Land ein guter Boden für Literatur?

Ich weiß nicht, ob das Salzburger Land prinzipiell ein guter, besserer oder schlechterer Boden für Literatur ist. Das Rauriser Tal ist möglicherweise offener, aufgeschlossener als manch anderes Sackgassen-Gebirgstal, da es jahrhundertlang durch den Goldbergbau und die Säumer von Italien in den Norden einen lebhaften Austausch mit „Fremden“ und „fremdem“ Gedankengut hatte. Aber im Grunde hängt es von jenen Menschen ab, die mit Enthusiasmus und Konsequenz versuchen, eine Idee durchzusetzen: seien es Festspiele, Festwochen, Jazztage oder Literaturtage. Denn Menschen sind immer begeisterungsfähig – man muss sie nur geduldig dahin führen.

„Die Literatur aufs Land tragen“ war das erste Motto der Literaturtage; wie ist dieser Aufbruch aus heutiger Sicht zu sehen?

Ich glaube, sagen zu dürfen, dass hier wirklich ein Ziel in Teilaspekten erreicht wurde: das Publikum der Rauriser Literaturtage setzt sich zu großen Teilen aus der einheimischen Bevölkerung zusammen, die so genannten „Störlesungen“ in den Bauernstuben finden immer mehr Anklang und die Schwellenangst den „Literaten“ gegenüber ist deutlich

gesunken. Aber auch das: geduldige, konsequente, phantasievolle Aufklärungs-Arbeit.

Die Rauriser Literaturtage gehören heute zu den renommiertesten Literaturveranstaltungen im deutschsprachigen Raum; welches Rezept steckt hinter diesem Erfolg?

Die Arbeit eines ganzen Jahres, die liebevolle Zuneigung zu Autorinnen, Autoren und Publikum und höchste Qualität in der Auswahl der Dichtergäste; zudem vielleicht auch die Wahl eines Schwerpunktes, der der Beliebigkeit keinen Raum lässt und ein diffizil aufeinander abgestimmtes Netzwerk von Themen, Büchern und AutorInnen knüpft.

2010 wurden 40 Jahre Rauriser Literaturtage gefeiert. Dabei wurde auch über „Rauris 2050“ gesprochen. Welche Perspektiven haben sich dabei ergeben?

Im Grunde keine wirklich neuen. E-books und Nachfolger werden weiter im Vormarsch sein, aber das traditionelle Buch wird bleiben.

Frau Steinwendtner, danke für das Interview!

melsberger aus den gemeinsamen Tagen in der St. Veiter Lungenheilanstalt befreundet, gab anfangs Ratschläge und Richtungsvorgaben. So waren die Jahre des Auftaktes fulminant: Bernhard selbst, Ilse Aichinger, Peter Handke, Uwe Johnson, Günter Eich, Adolf Muschg oder Wolfgang Hildesheimer waren zu Gast, Hans Weigel, Alois Brandstetter, Wolfgang Teuschl oder Brigitte Wohmann und viele, viele andere. Nachfolger von Erwin Gimmelsberger wurde 1988 Franz Mayrhofer, 1990 wurde mir die Leitung der Literaturtage anvertraut. Gefördert werden die Literaturtage von Bund, Land Salzburg und der Marktgemeinde Rauris. Zusätzlich sind wir auf die wohlwollende Unterstützung von Sponsoren angewiesen, um die wir uns jedes Jahr wieder neu bemühen.

Seit 1972 gibt es den Rauriser Literaturpreis, der für die beste deutschsprachige Prosa-Erstveröffentlichung ausgeschrieben ist. Ein Förderungspreis ist den Salzburger Schriftstellerinnen und Schriftstellern vorbehalten. Beide Preise sind für viele Talente zu einem Sprungbrett in Öffentlichkeit und Anerkennung geworden, für Bodo Hell zum Beispiel, für Franz Innerhofer, Thomas Hürlimann, Erwin Einzinger, Raoul Schrott, Ruth Klüger, Peter Stamm, Felicitas Hoppe, Juli Zeh, Julia Rabinowich und viele andere.

Es hat Höhen und Tiefen gegeben in diesen 40 Jahren, Gedanken an ein Zusperrren und unvergessliche Sternstunden. Die Literaturtage sind heute weithin über Österreichs Grenzen bekannt, sie sind mit Kooperationspartnern verbunden, wie dem ORF-Landesstudio Salzburg, dem Salzburger Literaturforum Leselampe, dem Salzburger Literaturhaus, der Schatzkammer Hohe Tauern, dem Österreichischen Kulturservice, der Stiftung Pro Helvetia und den Salzburger Bibliothekaren, die seit Jahrzehnten zu den treuen Rauris-Besuchern zählen. Die Projekte für die Volks- und Hauptschulen des Tales wurden erweitert, um die Verankerung unter den Rauriserinnen und Raurisern zu festigen und sie lustvoll an den Variationen von Literatur teilnehmen zu lassen. Ein neu gegründetes Literaturarchiv wird die Geschichte der Veranstaltung in Fotos, Hörbeispielen und Filmen dokumentieren und allen Schulen im Land und allen Literaturinteressierten frei zur Verfügung stehen.

Die Rauris-Autorinnen und -Autoren werden, wie mittelalterliche Handwerker, zudem „auf Stör“ geschickt, um in den Höfen des Tales nur vor engem Familienkreis zu lesen und über ihre



Foto: David Sailer

Arbeit zu erzählen. Eine weitere Ergänzung ist die Öffnung in fremde Sprachen – Autorinnen und Autoren aus dem Baskenland waren in Rauris zu Gast, aus Island, Albanien, Kroatien, Slowenien, Marokko oder Israel. Unterschiedliche Schwerpunkte im Gesamtprogramm setzen jedes Jahr deutliche Akzente und sind ein bewegtes und bewegendes Angebot für alle, die Literatur lieben.

Das Organisationsteam ist klein und bescheiden: der Obmann des Kulturvereins – seit 2009 hat Dr. Herbert Mayr den langjährigen und verdienstvollen Dr. Hans Haidacher abgelöst –, Katharina Klingler als Geschäftsführerin des Kulturvereins und Schaltstelle für die Kommunikation zwischen den Raurisern und den Gästen, Joe Rabl als vielseitiger Mitarbeiter für den Programmfolder und die Abwicklung und ich als Verantwortliche für das Gesamtprogramm und insgesamt für die Leitung der Literaturtage. Die Dauer der

Veranstaltung ist nur ein paar Tage – das Nachdenken, Planen, Vorbereiten, das Festlegen der Themenschwerpunkte, die Zusammenstellung der Jurymitglieder für die Preise, die von Jahr zu Jahr wechselt, das Knüpfen eines interessanten inhaltlichen Netzwerkes usw., usw., ist die Arbeit eines Jahres.

Die Literaturtage finden in einer idyllischen Landschaft statt, in einem der schönsten Hochtäler Österreichs. Sie selbst jedoch geben kein idyllisches Bild der Gegenwart. Literatur ist immer Herausforderung. Sie zeigt Schicksale und Lebenswege in Glück und Verzweiflung.

Manche meinen, das Gold von Rauris sei in den letzten Jahren die Literatur geworden. Wenn es so wäre, würde das Ziel, der Faszination von Dichtung Raum in einer zentrumsfernen Landschaft und in den Herzen vieler Menschen zu schaffen, keine Illusion sein.

Thema

Rauris: Im uralten Goldgräberort im Salzburger Land schürft man heute nach den Schätzen der Literatur (im Bild: Wolfgang Hackl und Josef Winkler bei den Literaturtagen 2009).

Das Stefan Zweig Centre in der traditionsreichen Edmundsburg ist ein grenzüberschreitendes Forum der österreichischen Literatur- und Kulturgeschichte.



Foto: www.panoramio.com

Klemens Renoldner

Das Stefan Zweig Centre Salzburg ist ein Ort für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Auf dem Programm stehen Vorträge, Diskussionen und wissenschaftliche Konferenzen zur österreichischen Literatur- und Kulturgeschichte.

Stefan Zweig und Salzburg

Fünfzehn Jahre lang lebte der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig in Salzburg. Von 1919 bis 1934 bewohnte er ein kleines Schlösschen am Kapuzinerberg. In Salzburg schrieb Zweig einige seiner erfolgreichsten Bücher: die historischen Miniaturen „Sternstunden der Menschheit“, die beiden Erzählbände „Amok“ und „Verwirrung der Gefühle“, die Biographien über Joseph Fouché und Maria Antoinette, auch Essay-Bände und Theaterstücke entstanden in den Salzburger Jahren. Von Salzburg aus bereiste Stefan Zweig Eur-

Im Geist Europas

Das Stefan Zweig Centre in Salzburg

opa. Mit vielen Künstlern und Intellektuellen aus unterschiedlichen Ländern und Kulturkreisen schloss er Freundschaft. Zweig regte internationale Verlags- und Zeitschriftenprojekte an und verfasste mit seinen Freunden in Deutschland, Frankreich, Italien, England, Spanien und Russland Petitionen zur europäischen Verständigung.

In dieser Tradition und aus diesem Geist heraus wurde im Herbst 2008 gemeinsam von der Paris Lodron Universität, von Stadt und Land Salzburg das Stefan Zweig Centre gegründet. Angesiedelt ist es in den Räumen der „Edmundsburg“, einer Villa aus dem 17. Jahrhundert, die über der Felsenreitschule gelegen ist und weitere europaspezifische Schwerpunkte der Universität beherbergt. Das Stefan Zweig Centre soll im Auftrag der Universität ein lebendiger Ort für kulturelle und wissenschaftliche Projekte sowie ein Zentrum internationaler Begegnungen sein. „Ein Haus für Stefan Zweig ist ein Zeichen für den europäischen Geist Salzburgs, für Völkerverständigung und für Grenzen überschreitendes Interesse an Kunst und Wissenschaft“, sagte Landeshauptmann-Stellvertreter Wilfried Haslauer anlässlich der Vertragsunterzeichnung. Das Herzstück des Zentrums bildet eine Ausstellung, die Leben und Werk des österreichischen Schriftstellers dokumentiert. Sie erzählt mit Bildern und Dokumenten von Leben und Werk des Autors. In fünf Kapitel werden seine Lebensstationen, die diversen Bücher sowie die Begegnungen mit Freunden und Kollegen dokumentiert. Zu sehen gibt es zahlreiche Fotos, den Arbeitsschreibtisch und eine Reise-Schreibmaschine Stefan Zweigs. Zu den Besuchern des Zentrums zählen unter anderem zahlreiche Schulklassen.

Forschung und Veranstaltungen

Das „Stefan Zweig Centre Salzburg“ ist an das Germanistik-Institut der Universität angegliedert, eine Bibliothek ist für Studierende eingerichtet. Ihren Grundstock bildet die Forschungsbibliothek des renommierten englischen Zweig-Biographen Donald A. Prater. Das „Zweig Centre“ versteht sich auch als Anreger der neueren Stefan Zweig-Forschung. Die wissenschaftliche Recherche über Stefan Zweig und seine kultur-

historische Epoche wird von hier aus angeregt und weitergeführt. Das Veranstaltungsprogramm des „Stefan Zweig Centre Salzburg“ bietet Vorträge, Gespräche, Lesungen und wissenschaftliche Tagungen zur europäischen Literatur- und Kulturgeschichte an. Fragen von Wissenschaft, Kunst und Judentum sind die zentralen Themen, nationale und internationale wissenschaftliche und künstlerische Kooperationen werden vom „Stefan Zweig Centre Salzburg“ ins Leben gerufen.

Neben einem literarisch-literaturhistorischen Schwerpunkt mit Bezug auf Zweig und seine Zeitgenossen setzen die Veranstaltungen ihren Fokus auf aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen. So fand am 5. und 6. November 2011 im Stefan Zweig Centre Salzburg ein europäischer Workshop statt zum Thema „Welche Sprache spricht Europa? Eine Perspektive des Exils“ statt. Experten aus verschiedenen sprachwissenschaftlichen Bereichen Translationswissenschaften, Soziolinguistik, Deutsch als Zweitsprache u.a.) nahmen daran teil. Der Titel war an Stefan Zweigs Erinnerungsbuch angelehnt: „Europa - Die Welt von Gestern?“ Zur Diskussion standen dabei unter anderem die Fragen, ob die Sprachen Europas versagen, wenn es um die kulturelle Identität von Flüchtlingen, Exilierten und MigrantInnen geht. Ob die Sprachen Europas nicht einer neuerlichen, weiteren Übersetzung bedürften? Ob es – mit Blick auf Stefan Zweigs Erfahrungen – eine Sprache des Exils und der Migration gibt?

Die Reihe „zweigheft“

Die Publikationsreihe „zweigheft“ dient der öffentlichen Darstellung der Arbeit am „Zweig Centre“. Die Zeitschrift bietet ausgewählte Texte aus den aktuellen Diskussionen, gibt Nachricht über Projekte und Veranstaltungen und berichtet, welche weiteren das „Zweig Centre“ verfolgt. Hier werden entlegene Texte Stefan Zweigs veröffentlicht, die nie in Buchform erschienen sind, ergänzt um Beiträge zur österreichischen Literatur und neue Texte europäischer AutorInnen. In der Rubrik „Zweig erleben“ stellen österreichische AutorInnen einzelne Werke Stefan Zweigs neu vor. Die bisher erschienen Hefte liegen sowohl in digitaler als auch in gedruckter Form vor.

Klemens Renoldner

Geboren 1953 in Scharding am Inn, Oberösterreich. Studium: Germanistik, Musikwissenschaft und Publizistik in Salzburg und Wien. Promotion zum Dr. phil. Arbeitete in den achtziger Jahren als Dramaturg am Burgtheater Wien, danach als Chefdramaturg der Wiener Festwochen, später auch an den Kammerspielen München und am Schauspielhaus Zürich. Von 1993 bis 1997 Chefdramaturg am Stadttheater in Bern, von 1998 bis 2002 Schauspielregisseur, Chefdramaturg und Regisseur am Theater in Freiburg im Breisgau.

Von 2002 bis 2008 war er als Kurator für Literatur und Wissenschaft des „Österreichischen Kulturforums“ an der Österreichischen Botschaft in Berlin tätig, wo er auch die zweimonatlich erscheinende Zeitschrift „Kosmos Österreich“ herausgab. Seit Oktober 2008 Direktor des neugegründeten „Stefan Zweig Centre“ an der Universität Salzburg.

Veröffentlichungen:

Prosa, Essay, Kolumnen (Die Furche, Wien; Kosmos Österreich, Berlin), wissenschaftliche Aufsätze und Vorträge, Literaturkritik, Aufsätze zu Oper, Schauspiel, Literatur- und Kulturpolitik. Mehrere Buchveröffentlichungen zu Stefan Zweig (Stefan Zweig - Texte, Bilder, Dokumente, 1992, Residenz-Verlag, Salzburg) Erzählungen und Romane: Man schließt nur kurz die Augen, Erzählung (2008, Folio-Verlag), Lilys Ungeduld, Roman (2011, Folio-Verlag).



Foto: www.kulturforumberlin.at

Sigurd Paul Scheichl

Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge vor seinem stärkeren Dasein.

An Rilkes erster Duineser Elegie, im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts entstanden, ist der zeitliche Abstand zu uns an einem Stilelement besonders gut zu erkennen, am Gebrauch des Konjunktivs II der unregelmäßigen Verben („schrie“, „nähme“, „verginge“), vielleicht noch mehr durch die zumeist vermiedene Konjunktivform eines regelmäßigen Verbs, hier „hörte“ von ‚hören‘. Irrealität wird heute durchwegs, auch bei den unregelmäßigen Verben, mittels der Umschreibung mit ‚würde‘ ausgedrückt, sieht man von ganz häufigen Formen wie ‚käme‘ und ‚ginge‘ ab. Damit ist der Literatursprache eine für sie besonders charakteristische Verbform, eine noch vor 50 Jahren zumindest im – damaligen – Deutschunterricht als besonders ‚schön‘ geltende gewählte Ausdrucksweise, abhanden gekommen; gebrauchte sie heute eine Autorin, ‚mölke sie eine Kuh‘ statt ‚würde sie eine Kuh melken‘, verfiel sie der Lächerlichkeit, es sei denn, sie verfolgte eine parodistische Absicht. Das allmähliche Verschwinden dieser Form ist Folge des Sprachwandels, der manche sprachlichen Mittel aus dem lebendigen Sprachgebrauch ausscheidet, andererseits unsere Ausdrucksmöglichkeiten erweitert: Man denke nur an die Fülle neuer Wörter – und Bilder –, die durch die Motorisierung und die elektronische Datenverarbeitung ins Deutsche gekommen sind: ‚Gas gibt‘ man heute nicht nur im Auto, sondern auch, wenn man eine Arbeit schnell erledigen will. Der Sprachwandel betrifft selbstverständlich auch die Sprache der Literatur, verpönt manches, das bisher als schön und richtig galt, gestattet vieles, das bisher als hässlich und unmöglich, zumindest als unliterarisch gegolten hat.

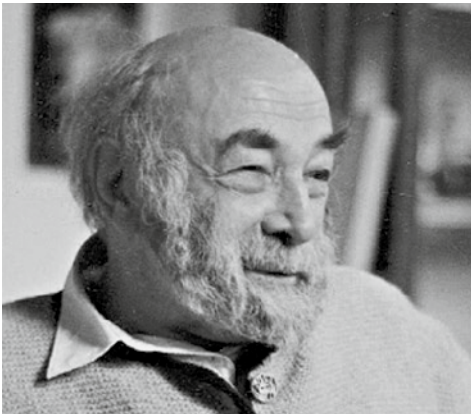
Von Sprachwandel und Stilwandel soll im Folgenden aber nicht allgemein die Rede sein, sondern im Sinn der bewussten Abkehr mancher Autoren und Autorengruppen von bisherigen Idealen literarischen Sprachgebrauchs – aus welchen Gründen immer sie sich für eine solche Abkehr entschieden haben. Solche Entscheidungen gegen traditionelle Stilideale hat es immer schon gegeben, aber sie häufen sich um die große politische und soziale Zäsur des Jahres 1945. Ich betone, dass dieses Jahr auch eine soziale Zäsur gewesen ist, in Österreich noch mehr als im ehemaligen Deutschen Reich, weil einerseits mit der Vertreibung und Ermordung der Wiener Juden ein wichtiger Teil der Bildungsschicht fehlte – in den gutbürgerlichen jüdischen Familien Wiens war weder der so genannte jüdische ‚Jargon‘ noch der Wiener Dialekt akzeptabel –, andererseits auch ein anderer Teil der ‚gebildeten‘ Schichten, das vordem gerade an den Universitäten stark vertretene nationalliberale Bürgertum durch seine Verbindung mit dem Nationalsozialismus kompromittiert war und jede Vorbildfunktion, auch die sprachliche, verloren hatte, womit der Weg frei war für eine Aufwertung des Unterschichten-Wienerisch.

Werfen wir zuerst einen Blick auf eine zufällig aufgeschlagene Seite eines Texts von 1935¹⁾, der sich der traditionellen Literatursprache bedient, mit großem Geschick, ohne die manchmal in solchen Texten auf uns lächerlich wirkenden Übertreibungen, auch ohne merkbaren Einfluss der Sprache des Nationalsozialismus.

„Neue Sprachen“ in der deutschen Literatur seit 1945

Anita begriff von alledem nichts, es war, als ob sie außer der Zeit stünde und das Drohende und Dringende der Gefahr sie nicht erreichte, sie schauderte zwar, wenn sie die Reden der andern Leute im Dorf hörte, aber sie mußte denken, daß dies alles von Menschen ausgehe und daher nicht unabwendbar sei, daß es nicht fühllos komme wie ein Gewitter oder eine Lawine oder ein Stein, der vom Berge springt und ein Stück Vieh erschlägt, daß es in menschlichen Gedanken seinen Anfang und sein Ende habe, und so hatte sie Hoffnung, es werde noch eher wie ein Spuk verschwinden. Freilich wurde ihr das nicht ganz bewußt, aber es machte sie im Grunde ihres Herzens heiter, und in ihren Augen war das gleiche unbekümmerte Erstaunen wie in den Augen der Kinder. So empfing sie alles wie eine wechselnde Folge von Bildern und wartete nur darauf, wann sie ein Ende haben würden, und wir müssen erzählen, wie es ihr widerfuhr.

Auf den ersten Blick sind dominante Stilmerkmale von Tumlers Erzählung die strenge Einhaltung der Regeln der Standardsprache, die einheitliche, tendenziell gehobene, Stilebene des Wortschatzes, der relativ komplexe Satzbau und die Länge der Sätze – der Absatz besteht aus nur drei Sätzen –, wiederum die Konjunktivformen wie „stünde“ und „erreichte“, die zahlreichen ‚wie‘-Vergleiche. Nicht weniger fallen die Alliteration „das Drohende und Dringende“ und einzelne besonders gewählte Wörter wie „Spuk“ oder „widerfuhr“ auf. Insgesamt bemüht sich der



Franz Tümler (1912 - 1998)

Foto: bibliomals

Autor jedenfalls um eine – in den Augen seines Publikums –, ‚schöne‘ Sprache, die an die Prosa Stifters und selbst Goethes erinnert, ohne wirkliche Anleihen an dieser. Viel anders haben auch Rilke und Hesse nicht geschrieben. Eben diese ‚Literatursprache‘ wurde lange in Schulbüchern und Stilistiken als Stilideal angepriesen. Ludwig Reiners’ *Stilkunst* (zuerst 1944) und *Stilfibel* (zuerst unter anderem Titel 1951) sind in Bearbeitungen noch im 21. Jahrhundert neu aufgelegt worden, Georg Wustmanns *Sprachdummheiten* von 1891 immerhin noch 1966, allerdings seither nicht mehr. So viel zur Langlebigkeit eines Ideals von Literatursprache, das die wirklich wichtigen Autorinnen und Autoren schon längst nicht mehr interessiert, das aber im Alltag immer noch zur Wertung (und Abwertung) von Literatur herangezogen wird. Gerade einmal zehn oder elf Jahre nach dem Entstehen der zitierten Passage (1945 oder 1946) ist die Kurzgeschichte „Das Begräbnis“ von Wolfdietrich Schnurre (1920-1989) entstanden. Sie beginnt so:

Steh ich in der Küche auf m Stuhl. Klopft’s.
Steig ich runter, leg den Hammer weg und den Nagel; mach auf: Nacht; Regen.

Nanu, denk ich, hat doch geklopft.
„Ptsch“, macht die Dachrinne.
„Ja - ?“ sag ich.
Ruft’s hinter mir: „Hallo!“
Geh ich zurück wieder. Liegt n Brief auf m Tisch.
Nehm ihn.
Klappt die Tür unten. Leg ich den Brief hin, geh runter, mach auf: Nichts.
Ulzig, denk ich.
Geh rauf wieder.
Liegt der Brief da; weiß mit schwarzem Rand.
Muß einer gestorben sein, denk ich.
Seh mich um.
„Riecht nach Weihrauch“, sagt meine Nase.
„Hast recht“, sag ich; „war doch vorher nich. Komisch.“
Reiß den Brief auf, setz mich, putz die Brille. So.
Richtig, ne Traueranzeige. Ich buchstabiere: [...]

Einige Auffälligkeiten: die stark umgangssprachlich geprägten und an die gesprochene (Berliner) Sprache erinnernden Formulierungen; die häufige Weglassung des Personalpronomens in der Position des Subjekts und die sich zum Teil daraus ergebende Spitzenstellung des Verbs im Hauptsatz, aber auch Formen wie „nich“ und „ne“ (später Wendungen wie „Siehste“, „n Dicken Willem markieren“); die Ellipsen; die sehr kurzen Sätze; die Beinahe-Übereinstimmung von Sätzen und Absätzen; durchgehender Gebrauch des Präsens; das Fehlen von Vergleichen und Bildern wie von Wörtern der gehobenen Stilebene – stellen Sie sich in diesem Kontext das Verb ‚widerfahren‘ vor! –, selbstverständlich das Fehlen von Konjunktivformen.²⁾

Der Wandel in den stilistischen Ansprüchen ist unübersehbar: Die Generation der Schnurre, Wolfgang Borchert (1921-1947), Heinrich Böll (1917-1985), geprägt durch den gehassten, aber zwangsläufig mitgemachten Krieg, geprägt durch die Abneigung gegen das nationalsozialistische Regime, geprägt schließlich durch die katastrophalen Umstände der Befreiung, die ja zugleich eine Niederlage ungeheuren Ausmaßes war, distanzierte sich entschieden von der gesamten sprachlichen und literarischen Tradition, vor allem weil Hitler und Goebbels sie – zu Unrecht – für sich in Anspruch genommen hatten.

Ein prägnantes Beispiel für diese Distanzierung ist die Antwort eines jüdischen Generationsgenossen, des aus Halle stammenden, aus Deutschland vertriebenen Gelehrten Emil Fa-



Elisabeth Langgässer (1899 - 1950)

Foto: www.altiaia.de

ckenheim (1916-2003), auf die Interview-Frage „Was liegt in dem Wort Heimat für Sie für eine Bedeutung?“ Fackenheim antwortete: „Heimat, das gibt es nicht mehr. Ich kann das Wort nicht mehr benutzen. Die Nazis haben das Wort

1) Franz Tümler: *Das Tal von Lausa* und Duron (1935). 2. Aufl. München 1988. 39. = Serie Piper 651. Um Missverständnisse zu vermeiden, sei angemerkt, dass Tümler selbst seinen Stil nach 1945 verändert hat, aber im Rahmen der Tradition geblieben ist; doch hat er sich anders als andere nie polemisch gegen den Stilwandel der Nachkriegsliteratur gewendet, sondern durchaus Sympathie für die (etwa zehn Jahre jüngere) Schriftstellergeneration und ihre sprachlichen Mittel gezeigt.

2) „Das Begräbnis“ gilt als eine geradezu archetypisch für die deutsche Kurzgeschichte der Nachkriegszeit; sie ist vielfach nachgedruckt worden und findet sich auch im Internet.

zerstört. Sie haben soviel zerstört.“³⁾ Die in Deutschland überlebende Elisabeth Langgässer formuliert ähnlich die Erfahrung, dass die deutsche Sprache durch den Umgang der Nationalsozialisten mit ihr „für die Zwecke des Dichters auf weite Strecken hin unbrauchbar“ geworden sei; man konnte die alte Sprache nicht mehr übernehmen, musste sie „entgiften“. 1947 warnt sie: „Man glaube doch nicht, daß man neuen Wein in alte Schläuche füllen kann – weder in die von 1933 noch die von 1923!“⁴⁾ (In ihrem Schreiben merkt man von dieser Erkenntnis Langgässers allerdings wenig – es war eben sehr schwer sich von der literarischen und sprachlichen Tradition völlig los zu sagen.)

Eben dieses Gefühl, der Nationalsozialismus habe viele Wörter zerstört, unbrauchbar gemacht, hatten – nicht anders als der vertriebene Jude Fackenheim – die jungen Schriftsteller, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit in der nachmaligen Bundesrepublik zu veröffentlichen begannen. Literatur, in der das Wort ‚Heimat‘ vorkam, Wörter wie ‚widerfahren‘ gebraucht wurden, in der abgerundete lange Sätze und der Konjunktiv II den Eindruck des ‚Schönen‘ erwecken sollten, wurde pauschal als ‚Kalligraphie‘ abgewertet, wie der von dem Journalisten und Literaten Gustav René Hocke (1908-1985) geprägte Kampfbegriff lautet; dessen Essay *Deutsche Kalligraphie oder Glanz und Elend der modernen Literatur* ist 1946 (am 15. 11.) im *Ruf* erschienen, der ersten Literaturzeitschrift der Nachkriegszeit, welche konsequent für moralische, politische und sprachliche Erneuerung eintrat.

Als programmatische Texte dieses bewusst vollzogenen, oft mit Schlagwörtern wie ‚Stunde Null‘, ‚Trümmerliteratur‘, ‚Kahlschlag‘ charakterisierten radikalen Einschnitts in der Geschichte der deutschen Literatursprache gelten die Manifeste Wolfgang Borcherts, der – auch wegen seines tragischen Schicksals – eine Symbolfigur der ersten Nachkriegsjahre geworden ist. „Das ist unser Manifest“ (112ff.) zieht sozusagen die kulturellen Konsequenzen aus der Niederlage und sagt mit dem Nationalsozialismus und dem nationalsozialistischem Militarismus auch den vorher gehenden und zu ihm führenden Traditionen ab:

Heldischer Männergesang – hat keiner das Schluchzen der Helden gehört, wenn sie Juppheidi sangen, die Verdreckten, Krustigen, Bärtigen, Überlausten? (113)

Der Refrain eines Soldatenliedes – zunächst kontrastiert „unserem Gesang“, dem (von den Nazis als ‚Negermusik‘ verteufelten) Jazz – wird als Formel einer heroischen Sprache zitiert, unter der sich eine ganz andere Wahrheit verbirgt, eben nicht Heldentum, sondern Schmutz und Verwahrlosung.

Die Absage geht, bezogen auf Sprache im engeren Sinn, weiter:

Wer schreibt für uns eine neue Harmonielehre? Wir brauchen keine wohltemperierten Klaviere mehr. Wir selbst sind zuviel Dissonanz. [...]

Wir brauchen keine Dichter mit guter Grammatik. Zu guter Grammatik fehlt uns die Geduld. Wir brauchen die mit dem heiser geschluchzten Gefühl. Die zu Baum Baum und zu Weib Weib sagen und ja sagen und nein sagen: laut und deutlich und dreifach und ohne Konjunktiv. Für Semikolons haben wir keine Zeit und Harmonien machen uns weich [...] (113)

Mit „guter Grammatik“ – hier ein Synonym für

die bisherige Literatursprache – wollen Borchert und seine Generation nichts mehr zu tun haben; sie fordern eine schlichte Sprache ohne Nuancen. Mit dem Missbrauch durch den Nationalsozialismus sind alle Traditionen fragwürdig geworden:

Hörst du den Chaoschoral aus Mozartmelodien und Herms Niel-Kantaten? Hörst du Hölderlin noch? Kennst du ihn wieder, blutberauscht, kostümiert und Arm in Arm mit Baldur von Schirach? Hörst du das Landserlied? Hörst du den Jazz und den Luthergesang? (114) ⁵⁾

Man kann nicht mehr an Hölderlin oder Rilke sprachlich anknüpfen, weil ihre Sprache und die Sprache der gesamten literarischen Tradition vom Nationalsozialismus vereinnahmt worden ist (ich wiederhole: zu Unrecht). Dass das heroische Pathos unbrauchbar geworden ist,



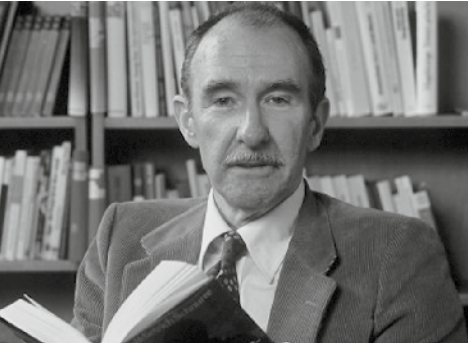
Wolfgang Borchert (1921-1947)

Foto: www.polunbi.de

steht hinter einem für die Nachkriegsautoren typischen Misstrauen gegenüber der Klassik, insbesondere gegenüber Schiller. Der Nationalsozialismus hatte die Sprache der literarischen Tradition durch den Appellcharakter seiner in ihr formulierten allgegenwärtigen Propaganda verschlissen.

Dass Borcherts sehr rhetorisch gebautes Manifest mit seinen Steigerungen und Parallelismen der eigenen anti-rhetorischen Position keineswegs genau entspricht, sei angemerkt, kann hier jedoch nicht genauer analysiert werden. Vielleicht lässt sich aus dieser Beobachtung – wie aus dem bei Elisabeth Langgässer beobachteten Widerspruch zwischen sprachkritischer Einsicht und Schreibpraxis – aber der Schluss ziehen, dass es einen totalen Bruch mit den traditionellen Ausdrucksmitteln wohl überhaupt nicht geben kann. (Dass genaue Analysen gerade in Borcherts Hörspiel/Theaterstück *Draußen vor der Tür* mancherlei kalligrafische Relikte gefunden haben, tut der Radikalität seiner Programmatik keinen Abbruch.)

Im Zusammenhang ist dieser Sprachwandel von Urs Widmer (1966) untersucht worden. Er verweist auf Selbstaussagen von Literaten der Gruppe 47, die die bisherige deutsche Literatur und Publizistik nicht für schuldlos am Aufstieg Hitlers und an seinen Verbrechen hielten. Widmer fasst Äußerungen Hans Werner Richters



Wolfdiethrich Schnurre (1920 - 1989)

Foto: bonsaistoriesflashfiction.wordpress.com

von 1962 zusammen: „Aus dieser Absicht heraus wandten sie sich gegen die ‚Kalligraphen‘, begannen, die ‚Sklavensprache‘ zu roden, sie von dem Gestrüpp der Propagandaspache zu reinigen, und sie gleichzeitig von der wortreichen, stilistisch übergewandten, nicht mehr klaren und nicht mehr verständlichen ‚inneren Emigrationsliteratur‘ zu befreien.“⁶⁾ Die Parallele zu Borchert ist deutlich. Schnurre⁷⁾ schreibt über diese Programmatik der Reduktion:

Es war kein einfaches Schreiben. Es gab keinen ethischen Rückhalt. Es gab keine Tradition. Es gab nur die Wahrheit. Nicht einmal die Sprache war mehr zu gebrauchen; die Nazijahre und die Kriegsjahre hatten sie unrein gemacht. Sie mußte erst mühsam wieder Wort für Wort abgeklopft werden. Jedem Und, jedem Adjektiv gegenüber war Vorsicht geboten. Die neue Sprache, die so entstand, war nicht schön. Sie wirkte keuchend und kahl.

Böll schrieb 1964 an Widmer: „Es war so unglaublich schwer, kurz nach 1945 auch nur eine halbe Seite Prosa zu schreiben.“⁸⁾

Eine gültige Formulierung dieser sprachlichen Erneuerungsprogrammatik findet sich im Nachwort zu einer Kurzgeschichtenanthologie, zu Wolfgang Weyrauchs *Tausend Gramm* (1949); dass diese Sätze einer Sammlung von Kurzgeschichten nachgestellt sind, ist kein Zufall, ist doch die Kurzgeschichte, eine vor 1945 im Deutschen wenig gepflegte und daher durch Tradition kaum belastete epische Gattung, in den ersten Nachkriegsjahren ein paradigmatisches Genre, in dem sich die Tendenz zur Spracherneuerung besonders deutlich nachweisen lässt. Die Kurzgeschichte lehnte sich an die amerikanische short story an, die ihrerseits seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch eine Abkehr von der traditionellen Sprache des Genres (Poe, Hawthorne) und durch eine Übernahme von Stilelementen der Alltagssprache gekennzeichnet ist (Ring Lardner, Hemingway):

[Die neue deutsche Literatur] gibt einen Kahlschlag in unserm Dickicht.

[...]

[...] die Kahlschlägler fangen in Sprache, Substanz und Konzeption, von vorn an.

[...]

Indem [...] die Verfasser der Kahlschlag-Prosa [...] von vorn anfangen, ganz von vorn, bei der Addition der Teile und Teilchen der Handlung, beim A-B-C der Sätze und Wörter [...] widerstreiten sie, manchmal sogar ultimativ, der Fortsetzung der kalligraphischen [...] Literatur in Deutschland, der Verhängung und dem Verhängnis eines neuen Nebels bei uns, worin die Geier und die Hyänen nisten und tappen.

[...]

[...] Aber die vom Kahlschlag wissen, oder sie ahnen es doch mindestens, daß dem neuen Anfang der Prosa in unserm Land allein die Methode und die Intention des Pioniers angemessen sind. Die Methode der Bestandaufnahme. Die Intention der Wahrheit. Beides um den Preis der Poesie. [...] Die Schönheit ist ein gutes Ding. Aber Schönheit ohne Wahrheit ist böse. Wahrheit ohne Schönheit ist besser.⁹⁾

Es gehe darum, „das, was ist“, zu schreiben (181). Ich verweise vor allem auf die Wendung: „um den Preis der Poesie“ – die ästhetische Qualität, zentraler Maßstab bisheriger Literatur, wird programmatisch aufgegeben, mit allen Konsequenzen, die dieser Sturz eines Ideals für die literarische Praxis haben musste. Die ‚Kahlschlag‘-Programmatik ist als „Ausdruck einer intensiven Abneigung gegen das Über-

3) Aus: Herlinde Koelbl: Jüdische Porträts (zuerst 1989), <http://www.hagalil.com/archiv/2003/09/fackenheim-1.htm> (aufgerufen 2011-04-30).

4) Aus zweiter Hand zitiert bei Betten (Anm. 15), 3119.

5) Der Marschkomponist Herms Niel (eigentlich Herms Niel-Nielebock) (1888-1954) war Kapellmeister des Reichsarbeitsdienstes; von ihm scheint das berühmte „Engelland-Lied“ zu stammen.

6) Urs Widmer: 1945 oder die „Neue Sprache“. Studien zur Prosa der „Jungen Generation“. Düsseldorf: Schwan 1966. 8. = Wirkendes Wort Beiheft 2. Dass Widmer die Wirkungen dieses Neuansatzes etwas relativiert, sei nicht verschwiegen.

7) Zitiert ebenda, 11.

8) Zitiert ebenda 10, Anm. 10.

9) Wolfgang Weyrauch: Nachwort. In: WW (Hg.): Tausend Gramm. Ein deutsches Bekenntnis in dreißig Geschichten aus dem Jahr 1949. Reinbek 1989. 178ff. = rororo 12611.

komme und das Beherrschende im Literaturverständnis“¹⁰⁾ zu sehen. Dieses besondere Sprachbewusstsein der Nachkriegszeit schlägt sich auch in expliziter Sprachreflexion nieder, so in der aus zunächst 1945 bis 1947 in der Zeitschrift *Die Wandlung* erschienenen Beiträgen hervor gegangenen Schrift *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen* von Dolf Sternberger, Gerhard Storz und W. E. Süskind, einer Analyse des für den Nationalsozialismus als typisch empfundenen Wortschatzes, und in Victor Klemperers in der Deutschen Demokratischen Republik veröffentlichten, auf während der NS-Zeit gemachten Notizen beruhenden Aufzeichnungen „*LTI*“. *Die unbewältigte Sprache. Aus dem Notizbuch eines Philologen*. Hier noch zwei Zitate über diesen Stilwandel von Nicht-Literaten: Der Pädagoge Hermann Nohl schreibt 1945 in einer pädagogischen Zeitschrift: „Wurde bisher sehr laut gesprochen, so wollen wir still und sachlich werden [...]“. ¹¹⁾ Und 1948 wird von einer Diskussion berichtet: ¹²⁾

Man wurde vielmehr den Verdacht nicht los, als hätte diese Jugend aufgrund ihres Erlebens einen Schritt vorwärts getan, den die Älteren in seiner Tragweite noch gar nicht begriffen haben. Dies wurde deutlich, als sich einmal ein etwa Fünfzigjähriger erhob und *nicht frei von Pathos* mit Brusttönen in die Diskussion eingriff. Seine Worte schwebten wie Fremdkörper im Raum und hinterließen [...] einen peinlichen Geschmack. Denn diese Jugend ist *frei von Pathos. Große Worte sind ihr verdächtig geworden*. Wer sich an seine Studentenzeit nach dem vorigen Krieg erinnerte, der verglich im Geist die pathetischen, geschwollenen Reden in den damaligen Versammlungsräumen, die von Schlagworten schwirrten, [...] mit den Reden dieser Jungen von 1948. Unbeholfen oder gewandt sprachen sie auf das schlichteste von ihrem eigenen Erleben, kaum einmal tauchten *Schlagworte* auf, und wenn, dann wurden sie mit heiterem Gelächter quittiert. [...] Fragend, selbstkritisch meldeten sie sich zu Wort, und man konnte nicht übersehen, daß hinter ihrer Skepsis und Nüchternheit der Drang nach Wahrheit glühte und die Erkenntnis, daß ein gänzlich neuer Weg gefunden werden müsse [...] ¹³⁾

Diese Stelle dokumentiert, dass das gewandelte Sprachbewusstsein über jene hinausging, die beruflich mit Sprache zu tun haben, und offenbar die ganze Generation erfasste, nicht nur die Autoren, sondern auch die Leser. Um Missverständnisse zu vermeiden, sei einerseits gesagt, dass die jungen Autoren auch in der eigenen Literatur Vorbilder für solches antipathetisches Schreiben finden konnten: Brecht, Kästner, Irmgard Keun, Tucholsky beispielsweise; andererseits dass viele Autoren der älteren und manche der jüngeren Generation, unter ihnen entschiedene Antifaschisten, weiterhin ‚kalligrafisch‘ schrieben. ‚Kalligrafisches‘ Schreiben ist insbesondere dann, auch heute noch, möglich, wenn man – wie bei einem Herbert Rosendorfer – da und dort die ironische Distanz merkt. In diesem Zusammenhang ist auch daran zu erinnern, dass sich die ‚Grammatik‘ der Lyrik völlig verändert hat: Während noch im Umfeld des Expressionismus und nach ihm regelmäßig metrisch gebaute und selbst gereimte Verse häufig gewesen sind, gibt es heute die Metrik als Stilelement der Gedichtsprache nicht mehr (mit der peinlichen Folge, dass heutige Leser ältere Gedichte im Grund nicht mehr verstehen, ja nicht einmal bereit sind zu verstehen, dass man zu ihrem Verständnis die Baugesetze der Metrik beherrschen müsste). Besonders wichtig und folgenreich ist das Ein-

dringen der Umgangs- in die Literatursprache, sowohl was den Wortschatz als auch was Morfologie und Syntax betrifft. „Umgangssprache und Mundart – Borchert übernimmt einiges aus dem Vokabular seines heimischen Hamburger Dialekts – sind nicht so belastet wie die Hochsprache. Umgangssprache ist eine Sprache, die sich nicht für die großen, falschen Worte hat hergeben können, weil sie nie gedruckt worden ist.“¹⁴⁾ Diese Attraktivität einer nicht missbrauchten Stilebene ist für die deutsche Literatur nach 1945 ganz wesentlich geblieben, etwa 10 Jahre später auch für die noch zu erwähnenden Mundartexperimente der ‚Wiener Gruppe‘. Vor allem Borcherts letzte Kurzgeschichten sind ganz umgangssprachlich geprägt. Auch wenn manches von den Forderungen der neuen Generation mehr Programm war als tatsächlich in den Texten nachzuweisen ist – und viele weiter geschrieben haben, als ob nichts gewesen wäre –, kann man insgesamt doch das Jahr 1945 als einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Literatursprache bezeichnen. Ein Zurück zu den ‚poetischen‘ Schreibweisen hat es nicht oder doch nur in Ausnahmefällen gegeben, man erkennt Texte, die nach 1945 geschrieben worden sind, auf den ersten Blick – es sei denn, es handle sich um völlig epigonales Schreiben, das es immer gegeben hat und bis heute gibt, gerade in der Provinz. Dieser programmatische Sprachwandel hat sich in Österreich später und anders vollzogen



Hans Magnus Enzensberger (*1929)
Foto: www.chriskorner.de

als in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands. Auf die Schweiz hat er gewirkt, doch war dort das Pathos des Neuanfangs überflüssig. In der sowjetischen Besatzungszone, der nachmaligen Deutschen Demokratischen Republik, schließlich war das Gewicht der kommunistischen und linksbürgerlichen Remigranten – Johannes R. Becher, Anna Seghers, Arnold Zweig, mit Einschränkungen Brecht u. a. – so groß, dass sie einen wirklichen Neuanfang behinderten, zumal das sowjetische Literaturprogramm des ‚sozialistischen Realismus‘ stilistisch eher konservativ gewesen ist. Liest man aber den in den 60er Jahren hervor getretenen Hermann Kant (*1926), bemerkt man sofort, wie genau er die Innovatoren der 40er Jahre studiert hat. Ich zitiere noch Verse von Hans Magnus Enzensberger (*1929) um zu zeigen, wie sich die Absage an die Tradition auch in Gedichten artikuliert, ein gutes Jahrzehnt nach dem Neuan-satz von 1946/47.

Middle Class Blues

Wir können nicht klagen.
Die Verhältnisse sind geordnet.
Wir sind satt.
Wir essen.

Das Gras wächst,
Das Sozialprodukt,

Der Fingernagel,
Die Vergangenheit.

Die Straßen sind leer.
Die Abschlüsse sind perfekt.
Die Sirenen schweigen.
Das geht vorüber.

Die Toten haben ihr Testament gemacht.
Der Regen hat nachgelassen.
Der Krieg ist noch nicht erklärt.
Das hat keine Eile.

Wir essen das Gras.
Wir essen das Sozialprodukt.
Wir essen die Fingernägel.
Wir essen die Vergangenheit.

Wir haben nichts zu verheimlichen.
Wir haben nichts zu versäumen.
Wir haben nichts zu sagen.
Wir haben.

Die Uhr ist aufgezo-gen.
Wir haben zu tun.
Die Teller sind abgespült.
Der letzte Autobus fährt vorbei.

Er ist leer.

Wir können nicht klagen.

Worauf warten wir noch?

Ähnlich wird von vielen heute noch, über 60 Jahre nach dem ‚Kahlschlag‘, geschrieben.

Im Titel dieses Beitrags steht der Plural ‚neue Sprachen‘, den ich rechtfertigen muss. Ich werde das nicht in Form einer Chronologie stilistischer Neuansätze tun, sondern neige eher zu einer – nicht vollständigen – Typologie unterschiedlicher Sprachverwendungen, wobei ich mich, diese vereinfachend, an der großen Darstellung der Entwicklung der deutschen Literatursprache seit 1945 von Anne Betten ¹⁵⁾ orientiere, die mehr, als ich das hier tun kann, auch auf Individualstile eingeht. Ich nehme an dieser Stelle gleich vorweg, dass selbst der superlativische und an Wiederholungen reiche Individualstil eines Thomas Bernhard ¹⁶⁾ – der im Übrigen Nachahmer, leider auch Nachäffer gefunden hat – wahrscheinlich ohne die Aufwertung der gesprochenen Sprache durch die Nachkriegsgeneration nicht möglich gewesen wäre – so sehr Bernhard über den Versuch, Gemeinsamkeiten zwischen ihm und Böll zu behaupten, gehöhnt hätte. In gewisser Hinsicht nicht zu Unrecht. Sicher ist der dargestellte ‚Kahlschlag‘ die einfluss- und folgenreichste ‚neue Sprache‘ in der deutschen Literatur nach 1945, wenn auch nicht die radikalste.

Von den anderen stilistischen Innovationen interessiert mich hier die Weiter-Entwicklung traditioneller ‚poetischer‘ Schreibweisen am wenigsten. ‚Schön‘ im alten Sinn schreiben durchaus auch – bedeutende! – Autoren der Nachkriegszeit, Karl Krolow (1915-1999), Ingeborg Bachmann (1976-1923) ¹⁷⁾, Paul Celan (1920-1970) beispielsweise – trotz allem Misstrauen gegenüber der überkommenen Sprache, das sie aber oft eher in Begleittexten zu ihren Gedichten artikulieren als in diesen selbst, obwohl zumal deren Techniken der Verknappung und Thematisierung des Schweigens ein verändertes Sprachbewusstsein der Autoren erkennen lassen, das in der weiteren Entwicklung ihres Werks immer deutlicher wird. ¹⁸⁾ Eine spezifisch österreichische Wandlung der Literatursprache ist das, was ich Wiederbelebung der ‚oberdeutschen Literatur‘ nennen möchte. ¹⁹⁾ Abgekürzt ausgedrückt: Durch die zu einer kulturellen gewordene konfessionelle Grenze entwickelte sich in den katholisch gebliebenen, sich von den protestantisch gewor-

10) Hans Joachim Bernhard (Hg.): Literatur der Bundesrepublik Deutschland. Berlin (DDR): Volk und Wissen 1983. 106. = Geschichte der deutschen Literatur 12.
11) Zit. bei Glaser, Hermann: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. 3 Bände. München: Hanser 1985-1989. 153.
12) Zit. ebenda, 172f.
13) Hervorhebungen von mir.
14) Widmer (Anm. 6), 134.
15) Anne Betten: Entwicklungen und Formen der deutschen Literatursprache nach 1945. In: Werner Besch et al. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. 4. Teilband. Berlin: de Gruyter 2004. 3117-3159. = Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.4. Vgl. ebenda, 3002-3017, zur Frage der Literatursprache im Allgemeinen Bettens Beitrag: Deutsche Sprachgeschichte und Literaturgeschichte.
16) Zu diesem Betten, Entwicklungen, ebenda, 3134.
17) Ebenda, 3127.
18) Ebenda, 3122.
19) Vgl. dazu ausführlich: Sigurd Paul Scheichl: Die Renaissance des „oberdeutschen Literatursystems“ in der Literatur Österreichs nach 1945. In: Gilbert J. Carr; Caitríona Leahy (Hg.): FÜNZIG JAHRE STAATSVETRAG: Schreiben, Identität und das unabhängige Österreich. Internationales Symposium Trinity College, Dublin 2005. München: iudicium 2008. S. 103-116.

denen Territorien und besonders ihrem Druckwesen geradezu abschottenden süddeutschen, ‚oberdeutschen‘ Territorien – zumal Bayern und Österreich – , eine bis ins 18. Jahrhundert und in Ausläufern darüber hinaus eigenständige literarische Tradition, die sich nicht nur mit den auf Luther beruhenden Bemühungen um eine einheitliche deutsche Standardsprache nicht anfreunden konnte, sondern auch Distanz hielt zur höfisch-formbewussten Literatur, die heute als Barockliteratur gilt. Die Dichtung im Süden des Sprachraums entwickelte sich fern von den Normpoetiken, mit Freude am Grotesken und Bizarren, ohne Vorbehalte gegenüber sprachlichen Derbheiten, mit einem besonderen Hang zum Wortspiel. Abraham a Sancta Clara (1644-1709) ist der einzige halbwegs kanonisierte Autor aus dieser sogar in Bayern und Österreich selbst fast vergessenen Tradition. Während nach der Gründung des (zweiten) Deutschen Reichs Bayern sich sprachlich und literarisch mehr nach dem Norden orientiert, tauchen in Österreich – das sich besonders seit 1945 von Deutschland kulturpolitisch distanziert (für mein Gefühl: zu radikal distanziert) – plötzlich wieder Elemente dieser oberdeutschen Tradition auf, sowohl stilistisch im Einzelnen als auch in einer besonderen Freude am spielerischen Umgang mit literarischen Formen. Das



H.C. Artmann (1921 - 2000)
Foto: www.artmann_thvmrag.tumblr.com

Abschütteln der Normen der Literatursprache durch die Nachkriegsgeneration in Deutschland ist in Österreich zwar zunächst kaum rezipiert worden – doch die Hinwendung zu einem besonderen, wenig normierten ‚österreichischen Deutsch‘ seit den 60er oder 70er Jahren ist ein analoger Vorgang. Helmut Qualtingers *Herr Karl* (1961) mit seinem Misstrauen gegen die Standardsprache ist in dieser Hinsicht ein sehr typischer Text – er mischt wienerische Umgangssprache und Standard in der Weise, dass jede standardsprachliche Wendung ein Indiz dafür ist, dass der Sprecher, eben der opportunistische Herr Karl, an dieser Stelle lügt oder doch Anleihen bei einem ihm nicht gemäßen fremden Pathos macht. Wie Qualtinger hier die Sprache in den Dienst seiner Kritik stellt, kann man kaum deutlicher erkennen als bei einem Vergleich mit Fritz Hochwälders einige Jahre später entstandenen *Himbeerpflücker* (1965), der ein ähnliches Thema hat, es aber sprachlich konventionell behandelt. Auf je eigene Art würde ich auch Jandl und Jelinek in dieser Tradition sehen, nicht zuletzt Wolfgang Bauer²⁰⁾, die über Nestroy und Karl Kraus, aber noch mehr über Formen am Rand der Literatur wie die Operette, das Wiener Lied, das Kabarett im literarischen Bewusstsein Wiens präsent geblieben ist. Stilmischung, Verschriftlichung mündlicher Redeweisen und überhaupt Nähe zum Mündlichen, Freude am Normenverstoß sind Kennzeichen dieser Schreibweisen, die gegenüber der standardnahen Literatursprache, die für Grillparzer, Ebner-Eschenbach, Broch und sehr wohl auch für die ältere Generation österreichischer literarischer Patrioten der Zweiten

Republik die selbstverständliche Norm gewesen ist, sehr wohl Züge des Innovativen, ja des Protests aufweist. Anzumerken ist vielleicht noch, dass dieser produktive Rückgriff auf eine verschollene Tradition, der übrigens nicht zu einer Neu-Kanonisierung des österreichischen 17. Jahrhunderts geführt hat, eher zu ein paar Wiederbelebungsversuchen an Autoren des 19., vor allem und fast ausschließlich eine Sache der Wiener Literatur ist. Bei Autorinnen und Autoren aus den Bundesländern findet sich dieser Umgang mit Sprache nur selten; am ehesten wären Wolf Haas, Werner Kofler und Gert F. Jonke auf diesem Hintergrund zu sehen.

Mit der ‚oberdeutschen‘ Tradition hat auch die Erneuerung der Dialektdichtung zu tun, die sich mit dem Namen H. C. Artmann (1921-2000) verbindet, zumal mit seinem Gedichtband *med ana schwoazzn dintn* von 1958. Galt Dialektdichtung bis dahin als provinziell, eher sentimental, allein für mehr oder minder idyllische Themen geeignet, vergangenheitszugewandt und weltfremd – für diese Abwertung gab (und gibt) es gute Gründe –, so zeigte Artmann, dass gerade der Großstadtdialekt unverbraucht und für alle Themen geeignet ist. Die erste Zeile des ersten Gedichts, *nua ka schmoez* („Nur kein Schmalz!“), ist programmatisch: eine Absage an die falsche Sentimentalität der gängigen Mundartlyrik ebenso wie eine an das standardsprachliche Gedicht, das vielfach auf blass gewordenes Wortmaterial angewiesen war. Artmanns Verse, oft Rollengedichte, sind erstaunlicher Weise trotz der Infragestellung bisheriger Mundartlyrik schnell populär geworden, zumindest in Österreich. Dass es seit ihm in vielen Gebieten des deutschen Sprachraums interessante Texte, vor allem Lyrik, im Dialekt gibt, ist sicher auch der Wirkung des Wiener Dichters zu verdanken, dessen gesamtes Werk vom Interesse an verschiedenen Stilen und Sprachen geprägt ist. Er hat 1959 in *Von denen Husaren* ... sogar den Stil des 17. Jahrhunderts spielerisch wieder aufgenommen. Ein Beispiel für eines dieser unsentimentalen Gedichte, mit dem Thema Einsamkeit in der Stadt²¹⁾:

auxoffana r untan gristbam
Waum d keazzn brenan ..

auxoffana
unta d zweigaln
unta d engaln
unta d süwafen
und da windbocharei

und kaa söö dabei
und kaa söö dabei nem die
de wos da r aum nextn dog
de woxdropfn aus n aunzug beglad
med an leschbabia ...

Ich nenne von anderen hierher gehörenden Autoren den lange als Pastor tätigen und selbstverständlich standardsprachlich predigenden Schweizer Kurt Marti (*1921), der eindrucksvolle Gedichte in Berner Mundart veröffentlicht hat, und Maridl Innerhofer (*1921), bei der sich Epigrammatik und Mundart miteinander verbinden, sowie den möglicher Weise direkt von Artmann beeinflussten Öztaler Hans Haid (* 1937), bei dem sich das Eindringen der modernen Welt in die archaische bäuerliche Welt in fachsprachlichen Einsprengseln im dialektalen Kotext des Gedichts spiegelt.

Bei Haid und noch mehr bei Artmann ist die Mundart in hohem Maß auch Klang; Gerhard Rühm hat sogar Gedichte geschrieben, die wie Wiener Dialekt klingen, ohne dass sie einen verständlichen Satz oder ein wiedererkennbares Wort enthielten. Die Ablösung des Klangs von der Bedeutung, die Absolutsetzung einer Funk-

tion von Sprache, die nichts mit ihrer Mitteilungsfunktion zu tun hat, gehört ebenfalls zu den Erweiterungen des Umgangs mit Sprache in den letzten Jahrzehnten. Gleichwohl sind schon bei Oswald von Wolkenstein Passagen ganz oder vorwiegend vom Klang der Wörter bestimmt – und isolierte Vorformen dieser Verfahrensweise finden sich bei den Dadaisten und anderswo, in Literatur jedenfalls, die zu ihrer Entstehungszeit alles eher denn mainstream-Literatur gewesen ist. Absolutsetzung des Klangs findet sich selbstverständlich auch in nicht-mundartlichen Texten. Jede wird bei dieser Verfahrensweise an Ernst Jandl (1925-2000) und Oskar Pastior (1927-2006) denken, deren Texte in erster Linie durch den Klang wirken, auf je sehr verschiedene Weise und stets in Verbindung mit anderen Intentionen. Der Vortrag – am besten durch den Autor selbst – ist integraler Bestandteil des Texts, der erst in der klanglichen Realisierung wirklich existiert. (Ganz eklatant ist das bei dem Schweizer Christian Uetz, *1963.) Damit überschreitet diese Sprachverwendung bereits die Grenzen der Literatur in Richtung auf die performance, also auf ein anderes Medium. Die Möglichkeiten der technischen Speicherung haben diese Entwicklung begünstigt. Radikale Medienwechsel mit Hilfe der avanciertesten elektronischen Techniken charakterisieren so das spätere Werk der Wiener Literatin Liesl Ujvary (*1939), das sich wegen seiner Theorielastigkeit tendenziell nur noch Spezialisten erschließt. Zurück zum verabsolutierten Sprach-Klang: Der radikalste Lautpoet ist wahrscheinlich der große Experimentator Gerhard Rühm (* 1930), der von der Musik herkommt und das Konzept von Sprache als Klang bis zu einem Übergang der Poesie in die Musik nicht nur durchführt, sondern auch durchdenkt. Wir mögen es – es ist nicht sicher – hier noch mit Literatur zu tun haben, mit *Literatursprache* wohl nicht mehr. Die Grenzen zwischen den Möglichkeiten künstlerischer Artikulation verschwimmen ...

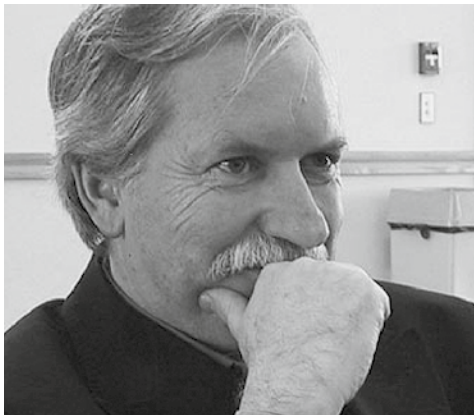
Ich streife noch einige andere ‚neue Sprachen‘, die von Vertretern des älteren Ideals der Literatursprache nicht akzeptiert worden wären. Dort wo man besonders starke Veränderungen des Sprachgebrauchs in literarischen Texten erwarten würde, nämlich bei Deutsch schreibenden Autorinnen und Autoren nicht-deutscher Muttersprache, scheinen mir stilistische Abweichungen allerdings eher selten zu sein. Das lässt sich vielleicht mit einem Bemühen der Autoren um



Arno Schmidt (1914 - 1979)
Foto: www.planet-wissen.de

Anpassung erklären, wahrscheinlich sind zudem die Eingriffe der Verlagssektorate gerade bei diesen Autorinnen der Bewahrung traditioneller Sprachnormen förderlich. Das Publikum der so genannten Migrantenliteratur besteht ja nur zu einem geringen Teil aus Migranten und hat daher an Spuren des Türkischen, Serbokroatischen usw. eher wenig Interesse. Dass in diesen Texten andere Kulturen in die deutsche Literatur einflie-

20) Zu diesem Betten, Entwicklungen (Anm. 15), 3137.
21) H. C. Artmann: *med ana schwoazzn dintn. gedichta r aus bradnsee* (1958). 10. Auflage. Salzburg: Otto Müller o. J. 53.



Gerhard Kofler (1949 - 2005)

Foto: www.van.at.tif

ßen, hat zwar indirekt auch mit Sprache zu tun, doch kann ich darauf nicht eingehen. Eine seinerzeit Aufsehen erregende Ausnahme ist *Kanak Sprak* (1995) von Feridun Zaimoglu (*1964), einem in Deutschland aufgewachsenen Türken, der in diesem Buch versucht habe, „authentisch die subversive Kraft der Sprache junger türkischstämmiger Männer in Deutschland literarisch darzustellen“.22)

Angezeigt ist an dieser Stelle ein Verweis auf Jandls ‚heruntergekommenes‘ Deutsch im *Bearbeiten der Mütze* (1978); der Dichter verwendet dort z. B. die Sätze im Infinitiv, die zwar nicht die Migranten, aber die Einheimischen gegenüber den Migranten verwenden. Obwohl Jandl dieses Deutsch hier nicht zitiert, ist doch schwer vorstellbar, dass seine Schreibweise in diesem Band nicht von dieser Reduktionsform der Sprache beeinflusst sein sollte.

Der Individualstil von Arno Schmidt (1914-1979), einem der großen Einzelgänger der neueren deutschen Literatur, ist einerseits durch eine sehr radikale Benützung der Alltagssprache gekennzeichnet, andererseits und ganz besonders durch Sprachmischungen von Deutsch und Englisch, etwa durch das Schreiben deutscher Wörter in englischer Orthografie: Indem er (in *Kaff auch Mare crisium*) in einer Nibelungenparodie Kriemhild „Creamhilled“ schreib, erreicht er über einen Verfremdungseffekt hinaus eine beim Stoff des weiland Nationalepos recht perfide erotische Doppeldeutigkeit.

Schmidt hat sich durch Übersetzungen (u. a. von Poe und Collins) wie in Essays intensiv mit den anglofonen Literaturen beschäftigt. Inzwischen ist das Englische in unserem Sprachraum so omnipräsent, dass es überall einmontiert und zitiert werden kann – vergleichbar der makkaronischen Literatur in Mittelalter und Renaissance, die z. B. volkssprachliche Wörter mit lateinischen Endungen versah. Der 1964 geborene Österreicher Ronald Pohl schreibt konsequent deutsche Wörter so, dass Engländer sie fonetisch lesen könnten. Texte der Popmusik werden ständig zitiert; Wolfgang Bauer (1941-2005) gab einem seiner Stücke, *Magic Afternoon* (1967), einen englischen Titel – was wohl vor den 50er Jahren undenkbar gewesen wäre.



Eugen Gomringer (*1925)

Foto: www.kreiszeitung.de

An diesem Ort in diesem Zusammenhang sind selbstverständlich die italienisch-deutschen Doppelgedichte Gerhard Koflers (1949-2005)23) zu nennen, Ergebnis des spezifisch Südtiroler Kontakts mit einer Zweitsprache. Wie bei Rilkes wenigen französischen Gedichten stellt sich hier die Frage, welcher Literatur die Texte eigentlich zugehörig sind. Ich werde sie nicht beantworten

– Kofler selbst hätte wohl für die italienische Literatur ‚optiert‘ – ; es kommt mir nur auf die Erweiterung des literarischen Sprachgebrauchs durch Elemente anderer Sprachen oder durch andere Sprachen an.

Alle diese Erweiterungen des sprachlichen Materials wie den Rückzug aus der alten literatur-sprachlichen Norm fasst Helmut Heißenbüttel (1921-1996) 1973 als „Modifikationen traditioneller Literatursprache“ zusammen24); die „Kahlschlagliteratur“ erweise sich nur als „eine erste und etwas unklare Bezeichnung“ dieser Modifikationen.25) Dem stellt er gegenüber, was er – als Autor Partei – „Versuche“ nennt, „im Medium Sprache selbst literarisch zu operieren.“26) In diesen Versuchen – von manchen ‚experimentelle Literatur‘ genannt – sieht Heißenbüttel, selbst ein Experimentator dieser Richtung, das eigentlich Neue in der Literatursprache nach 1945. Mit Eugen Gomringer (*1925) setze etwa 1953 „die Hinwendung einer Gruppe von Autoren zum Medium der Literatur, zur Sprache selbst, ein. Die Konsequenz, die aus der Reduktion der traditionellen literarischen Formen gezogen wird, führt sozusagen auf die Sprache selbst zurück.“27)

Die sprachlichen Zeichen werden nicht mehr verwendet, um Objekte der außersprachlichen Realität kenntlich zu machen, um etwas mitzuteilen, sondern das sprachliche Zeichen selbst ist Thema des Gedichts oder des Texts. Das kann ein Klang sein, das kann ein grafischer Aspekt der Sprache, das kann eine syntaktische Struktur sein. „Gute Gedichte benützen nicht die sprachlichen Mittel, um einen vorher gegebenen Sinn ‚mitzuteilen‘, ihn wie eine Spedition zu transportieren; sondern sie werfen die Frage auf, wie sich in Sprache Sinn konstituiert. Die Unverständlichkeit, die ihre Kritikerinnen ihr vorwerfen, ist in Wahrheit das Thema solcher ‚Poesie gegen die Verständlichkeit‘, solcher Poesie über das Verstehen.“28)

Ich versuche das am Beispiel des Anagramms zu demonstrieren. Anagramme permutieren das Buchstabenmaterial einer sprachlichen Ausgangseinheit, und zwar in jeder Einheit vollständig. Es darf kein Buchstabe übrig bleiben und zugleich soll jede Zeile einen Sinn ergeben.

Ein ganz einfaches Beispiel (mit nur einer Permutation) stammt von dem Schweizer André Thomkins (1930-1985), der im Wort „kunst-maler“ „lust am kern“ gefunden hat, also das für den Malenden Genussvolle an seiner Arbeit und zugleich das Drängen der Kunst auf das Wesentliche. Das in unserem Zusammenhang Wesentliche ist der metasprachliche Charakter dieser Schreibweise: Die Wörter im Anagramm beziehen sich grundsätzlich nicht auf Objekte außerhalb der Sprache, sondern auf andere, auf die im Ausgangstext gefundenen Wörter. Der Thomkins'sche Kunstmaler existiert nicht, existiert nicht einmal in einer Fiktion; ‚kunst-maler‘ ist hier allein eine Lautfolge, in der sich andere Lautfolgen verbergen, die auch Wörter sind. Darin ist das Anagramm eine typische Verfahrensweise sprachbewusster Poesie, denn die geht von der Erkenntnis aus, dass unsere Welt viel mehr durch die Beziehungen zwischen den sprachlichen Zeichen als durch die Relationen zwischen Wörtern und der Außenwelt bestimmt ist.

Metasprachlich ist auch die visuelle Poesie, wie sie etwa Heinz Gappmayr repräsentiert (1925-2010) – der sich eher als bildender Künstler denn als Autor verstanden hat. Ein isolierter Buchstabe an einer bestimmten Stelle auf einem bestimmten Hintergrund macht auf das sprachliche Zeichen als solches, macht auf die Konventionalität des Sprachzeichens aufmerksam, auch auf seine Autonomie. Das kann eine Ziffer sein, das kann das Wort ‚weiß‘ in schwarzen Lettern auf weißem oder umgekehrt in weißen Lettern auf schwarzem Grund sein; das kann selbstverständlich – wir verlassen wieder das Gebiet der visuellen Poesie – auch ein Klang sein, der wie Jandls „schützengraben“ die Geräusche enthält, die dem Wort entsprechen, die dieses Wort so-

zusagen zu einem nicht-konventionellen, zu einem (scheinbar) motivierten sprachlichen Zeichen machen. Wie Ludwig Harig schreibt: „Wörter sind dazu da, Dinge zu benennen und zugleich selbst als Dinge genannt zu werden, also Dinge zu bedeuten und zugleich als Dinge nichts zu bedeuten als sich selbst.“29)

Dass das sprachliche Zeichen so als etwas Konkretes gesehen wird – eine Darstellung der linguistischen und sprachphilosophischen Hintergründe würde hier zu weit führen – , hat die Bezeichnung ‚konkrete Poesie‘ entstehen lassen (die keineswegs alle Formen dieser Sprachartistik abdeckt). Diese Ansätze haben übrigens weit über die Literatur im engeren Sinn hinaus gewirkt.

Gomringer, Mon und Heißenbüttel habe ich schon genannt als Vertreter dieser sprachreflexiven Dichtung, auch Jandl, Pastior (bei dem man wohl nicht von konkreter Literatur sprechen kann) und Gappmayr. Reinhard Döhl wäre noch zu erwähnen, dazu die Autoren der Wiener Gruppe, neben Rühm vor allem Konrad Bayer und Oswald Wiener.

Gegen diese Formen der Sprachgestaltung ist immer wieder (zumal nach 1968) von Anhängern eines wie immer gearteten ‚Realismus‘ der Vorwurf erhoben worden, sie sei apolitisches ‚l'art pour l'art‘; Eugen Gomringer hat diesen Vorwurf 1972 zurückgewiesen: Daß die Konkrete Poesie „sprach- und gesellschaftskritisch ist, kann nur demjenigen entgehen, der zwar alles verändern möchte, aber sprache sprache sein läßt.“30)

Neue Sprachen in der deutschen Literatur nach 1945: Wir haben nicht nur eine Reihe radikaler Modifikationen der bisher als Norm geltenden Literatursprache; wir haben auch eine Tendenz, Sprache überhaupt anders zu verstehen – und damit auch anders zu gebrauchen, die Sprache der Literatur scharf von der Mitteilungsfunktion abzutrennen.

Kritiker sehen in diesen Entwicklungen Sprach- und noch mehr Literaturverfall und würden gerne an Reiners' *Stilkunst*, und damit an Goethe, festhalten – doch sind deren Normen von der Entwicklung unserer Gesellschaft einfach überholt. Uns bleibt der Trost, dass wir in den Werken des Kanons das ‚schöne Deutsch‘ der alten Literatursprache immer wieder finden können; uns bleibt das Vergnügen am sprachlichen Spiel in den Werken, die von den neuen Sprachen geprägt sind. Wenn man sich einmal darauf einlässt, wird der Eindruck von Verfall und Verlust durch den einer ungeheuren Bereicherung aufgewogen.



- 22) Wikipedia, eingesehen 2010-11-18.
23) Vgl. dazu Sigurd Paul Scheichl: Poesie der Mehrsprachigkeit: Gerhard Koflers italienisch-deutsche Doppelgedichte. In: Carleton Germanic Papers 25. 1997. 91-103.
24) Helmut Heißenbüttel: Tendenzen deutscher Literatursprache der Gegenwart. In: Hans Peter Althaus; Helmut Henne; Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Studienausgabe. 3 Bände. Tübingen: Niemeyer 1973. 551-556. Hier 551.
25) Ebenda, 552.
26) Ebenda, 551.
27) Ebenda, 553.
28) Sigurd Paul Scheichl: Wortartistik in Österreich. In: Petra Nachbaur; SPS (Hg.): Sprachkurs. Beispiele neuerer österreichischer Wortartistik 1978-2000. Innsbruck: Haymon 2001. 9-19. Hier 17. Die folgenden Überlegungen zum Anagramm beruhen ebenfalls auf Ausführungen in diesem Aufsatz (12f.).
29) Ludwig Harig: Tendenzen deutscher Literatursprache der Gegenwart: Sprachspiele, in: Althaus et al. (Anm. 22), 556-559, hier 558.
30) Zitat aus zweiter Hand bei Betten, Entwicklungen (Anm. 15), 3128.

Herausgeber
Erscheinungsort

Distel - Vereinigung
Bozen



Präsidentin

Gertrud Gasser

Vorstand

Peter Paul Brugger, Armin Gatterer,
Karl Gudauner, Reinhold Perkman,
Roger Pycha
Bernhard Nußbaumer

Koordination,
Veranstaltungen
Presserechtlich
verantwortlich
Finanzgebarung
Graphisches Konzept
Sekretariat

Vinzenz Ausserhofer
Christof Brandt
Gruppe Gut Graphics
Alexandra Platter
I - 39100 Bozen, Silbergasse 15
Tel. ++39/0471 - 977468
Fax ++39/0471 - 940718
info@kulturelemente.org
www.kulturelemente.org
Fotolito Varesco Auer
Media Grafik ++39 348 580 30 70
Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro
Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro
Südtiroler Landessparkasse Bozen:
IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung,
Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81
Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur
mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Karin Gamper, Meran
Journalistin, Publizistin

Christa Gürtler, Salzburg
Leiterin der „Leselampe“ am
Salzburger Literaturhaus

Christian Martinelli, Meran
Fotograf

Klemens Renoldner, Salzburg
Leiter des Stefan Zweig Centre,
Autor und Publizist

Sigurd Paul Scheichl, Innsbruck
Professor für Neuere Deutsche
Literaturwissenschaft
an der Universität Innsbruck

Helmuth Schönauer, Innsbruck
Rezensent, Mitarbeiter
der Universitätsbibliothek

Brita Steinwendtner, Salzburg
Koorinatorin der Rauriser
Literaturtage,
Autorin und Publizistin

Peter Tribus, Meran
Aktions-Künstler, Mitbegründer
der meraner gruppe

Hans Weichselbaum, Salzburg
Publizist, Redakteur der Zeit-
schrift SALZ, langjähriger Leiter
der „Leselampe“

Helmuth Schönauer

Rätselhafte Familiensaga

Klemens Renoldner: Lilys Ungeduld. Roman.
Wien/Bozen, Folio-Verlag, 2011

nen völligen Sprachverlust, jetzt versuchen sie, „Schluss zu machen mit der Suizid Poesie“. (73)

Vater hat sich voll in die Malerei geworfen, Lily-Bilder sollen das Unsagbare verdeutlichen, vielleicht lässt er sich wieder in die Architektur zurückführen, hofft seine Tochter. Als der Architekt von vermutlichen Tschetschenen zusammengeschlagen wird, ist das beinahe ein willkommener Akt, um wieder mit der Umwelt in Verbindung zu treten.

Lilys Tod wird man wohl nie enträtseln können, meinen beide, vielleicht war sie nicht geeignet für diese Welt, wahrscheinlich war sie mit sich selbst zu ungeduldig. Vielleicht aber hat auch die Glückserwartung der heilen Familie sie in den Tod getrieben.

„Wenn von Lily die Rede war, hieß es damals nur: Lily, die Kluge, Lily, die Glückliche. Weil sie strahlen konnte wie keine andere. Weil sie

sich begeistern konnte wie niemand sonst.“ (58)

Quasi in einem Showdown der Familiengeschichte übergibt der Vater an seinem zweiundsiebzigsten Geburtstag in New York in einer Museumshalle voller Dinosaurier eine Vollmacht über alle Erbschaftsangelegenheiten und sein Vermächtnis an seine Tochter. Was ist schon eine Familiengeschichte gegen die Zeitlosigkeit ausgestorbener Dinosaurier.

Klemens Renoldner erzählt mit vielen Rucken von Kleinkapiteln eine amorphe Familiensaga, die letztlich voller ungelöster Rätsel bleibt. Die einzelnen Mini-Kapitel werden dabei mit verheißungsvollen Titeln ausgestattet, die oft ein Schritt in die Leere zu sein scheinen, eine Versuchung zur Scheinlösung andeuten. Nur das beharrliche Nachfragen und Aussitzen macht vielleicht einen Sinn. Und gegen den Lauf des Lebens gibt es ohnehin kein Rezept, das beweisen die Dinosaurier.



Foto: Cover

/ WAS
WANN
WO COSA
QUANDO
DOVE

